



Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Eine Undine. Von André Theuriet. Deutsch von Natalie Kämelin. (Fortsetzung). — Schützenbrüder. Gedicht von J. Trojan. — Carmen. Von Doucet. — Umsche, die Königin der Wüste. Ein Bild aus dem Leben der Beduinenfrauen. Von A. Passow. — Der Bildhauer Pajou meißelt die Büste der Vm. Dubarry im Schlosse zu Fontainebleau. Von Georges Cain. — Mosaik. — Mode-Notizen (mit Abbildungen). — Feine Küche. — Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 33. — Schach. — Aufgabe. — Auflösungen der Unterhaltungs-Aufgabe (Nr. 34) und des Nebus (Seite 304). — Correspondenz.

Eine Undine.

Von André Theuriet. Deutsch von Natalie Kämelin. (Fortsetzung.)

Die beiden Freunde tranken ihren Kaffee und saßen rauchend an einem halberloschenen Feuer, während ein offenes Fenster ihnen gegenüber einen Ausblick auf die grüne Schlucht und die dunstigen Wälder gewährte. Beim Anblick Antoinette's sprang Evonyme von seinem Stuhle auf. Jacques erhob sich, legte seine Cigarre weg und betrachtete seinen Freund und das junge Mädchen mit beunruhigten Blicken.

„Wie, Sie sind's!“ rief endlich der Herr des Hauses. „Ja, ich bin es!“ antwortete das junge Mädchen mit einer durch die Erregung etwas erstickten Stimme. „Sie sind mir einen Muffet schuldig, mein lieber Evonyme! Doch ich habe Sie gestört. Der Herr wird entschuldigen.“

Jacques verbeugte sich schweigend und seine schwarzen Augen hefteten sich neugierig auf diese sonderbare Erscheinung. Antoinette stand mitten im Zimmer; ihren Strauß in der Hand, mit blitzendem Auge und feuchter Wange, während von Haaren und Kleidern das Wasser herabrieselte; sie sah aus wie eine Najade.

Evonyme sagte kein Wort und schien verdrießlich und verlegen zu sein. Einen Augenblick war es so still, daß man deutlich den Gesang der Lerchen in den Getreidefeldern hören konnte. Antoinette, die fühlte, daß ihre Sicherheit sie verließ, wollte sich durch Kühnheit decken.

„Ich hatte einen Waldspaziergang vorgehabt,“ stotterte sie und versuchte zu lächeln; „der Regen hat uns überrascht, da bin ich auf den Einfall gekommen . . . das heißt Celine wollte durchaus hier Zuflucht suchen.“

Der auf sie gerichtete Blick Jacques' brachte sie außer Fassung. Die Züge des Forstmannes verdüsterten sich, als er die so wenig wahrscheinliche Geschichte hörte, die Antoinette vorbrachte. Sie blickte ihn verstohlen an und las in diesen strengen Zügen seine mißbilligenden Gedanken. Sie konnte ihren Satz nicht vollenden und wandte sich Celine zu, um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Kommen Sie,“ sagte Evonyme, der sich ins Häufchen lachte, aber doch Mitleid mit ihr hatte, „kommen Sie und trocknen Sie sich beide, und ziehen Sie ein andermal den Barometer zu Rathe, ehe Sie sich in die Wälder von Val-Clavin wagen!“

Der mitleidig spöttelnde Ton, in dem die letzten Worte gesprochen wurden, reizte Antoinette.

Evonyme's Mitleid vor diesem Fremden, vor Herrn Duhour über sich ergehen zu lassen, das war zu viel! Die Neue über ihren tollen Streich vermischte sich mit dem Gefühl einer inneren Demüthigung und erregte ihre reizbaren Nerven. „Danke!“ sagte sie, sich stolz aufrichtend, mit ärgerlich blitzenden Augen. „Ich bin nicht naß und thue besser daran, heimzugehen. Komm Celine, das Wetter hellt sich auf.“

„Es gießt ja wie mit Kübeln!“ rief die bestürzte Celine. „Nein, nein!“ entgegnete sie rasch, „komm!“

Ohne Jacques zu grüßen, der fortfuhr, sie phlegmatisch zu betrachten und ohne auf die Vorstellungen Evonyme's zu hören, der sie beschwor, da zu bleiben, zog sie Celine mit sich fort und verschwand unter strömendem Regen.

„Das ist eine sonderbare kleine Person,“ sagte Jacques zu Evonyme, der die Thüre wieder zugemacht hatte.

Der Forstmeister hatte seine Cigarre wieder aufgenommen und ging auf und ab.

„Sie ist die Tochter eines meiner Freunde, des Herrn von Lisle's, ein verwöhntes Kind, das in einem Pariser Pensionat toll erzogen wurde, aber Du darfst sie nicht nach dem Schein

beurtheilen; ich versichere Dich, sie hat ein gutes Herz und eine ausgezeichnete Natur.“ Und der gute Evonyme begann alle liebenswürdigen Eigenschaften Antoinette's aufzuzählen.

„Ja,“ sagte Jacques, „eine moderne, junge Dame. Das ist eine Art von Frauen, die ich nicht mag und die ich fürchte.“

III.

Während eines dicht niedersalenden Platzregens, der keinen Augenblick nachließ, wurde der Heimweg schweigend zurückgelegt. Kaum zu Hause angelangt, ging Antoinette in ihr Zimmer hinauf, schloß sich dort ein und kam erst Abends in sehr schlechter Laune wieder herunter. Als sie aber sah, daß Celine steif an allen Gliedern und traurig war, fiel sie ihr um den Hals, überschüttete sie mit Liebesworten, machte kochendes Wasser, bereitete einen Fliederthee und zwang die Dienerin, ihn zu genießen. „Ach,“ seufzte sie und küßte Celine, „verzeihe mir, ich bin wirklich ein ganz abscheuliches Geschöpf.“

„Geh doch, liebes Kind,“ antwortete Celine, „wer wird solche Dummheiten sagen! Bin ich Dir etwa deshalb böse? Ist es denn Deine Schuld, daß es geregnet hat und wir, Dant diesem brummigen Grobian von einem Forstmeister, in Val-Clavin schlecht empfangen worden sind?“

Antoinette's Wangen färbten sich purpurroth.

„Schweig!“ sagte sie und legte ihr die Hand auf den Mund, „sprich mir nicht wieder von diesem lächerlichen Abenteuer! Ich schäme mich zu Tode.“

Ein Schluchzen erstickte ihre Stimme; sie warf sich in die Arme der alten Magd und brach in Thränen aus. Celine's Liebesworten gelang es wol, sie endlich zu beruhigen, aber nicht, sie die Scene in der Meierei vergessen zu lassen. Während mehrerer Tage blieb sie träumerisch und zerstreut. Sie brauchte nur die Augen zu schließen, um Jacques Duhour an den Kaminsims gelehnt zu sehen, wie er sie mit einer Art hochmüthigen Mitleids betrachtete. Dieser prüfende Blick, der ihr schon in der Meierei ihre Kaltblütigkeit geraubt hatte, verfolgte sie jetzt überall, selbst bis in ihre Träume.

Als Evonyme wieder erschien, war ihr erstes Wort die Bitte, ihrem Vater das unglückliche Abenteuer nicht zu verrathen; dann fügte sie rasch, die Augen niederschlagend, hinzu: „Ich wäre neugierig zu er-

fahren, was Ihr Freund von mir gesagt hat, als ich gegangen war.“

„Kein garnichts!“ antwortete Evonyme, der ihre Verlegenheit nicht noch dadurch vermehren wollte, daß er ihr die harten Bemerkungen Jacques mittheilte.

Schützenbrüder.

Nichts netter als ein Schützenfest  
In einem netten kleinen Städtchen!  
Es schmücken sich auf's Allerbest  
Dazu die allerliebsten Mädchen.  
Es schmückt sich festlich Hans für Hans  
Mit Fahnen und mit grünen Kränzen.  
Die Arbeit ruht, die Welt steht aus,  
Als könnte sie nicht schöner glänzen.

Nichts ist fideler auf der Welt  
Als ein paar lust'ge Schützenbrüder.  
Man fühlt sich als des Tages Held  
Und zieht die Gassen auf und nieder.  
Den Hut fest auf dem einen Ohr,  
Wieft man um sich verliebte Blicke;  
Aun, arme Madel, seht euch vor,  
Sonst bricht noch manches Herz in Stücke.



Natürlich fehlt zum Fröhlichsein  
Auch nicht das edle Naß der Reben.  
Man schenkt sich und den Freunden ein —  
Ein Schützenbruder weiß zu leben.  
Glas folgt auf Glas, die Wangen glühn,  
Und manch' Toast folgt hier und drüben  
Auf alles, was da groß und fähn,  
Und dann: auf alles, was wir lieben!

Und manchen Tag so geht es fort  
Mit Schießen, Singen, Tanz und Jochen,  
Bis daß zuletzt das bitter Wort  
Erklingt: Zeit ist es, abzubrechen.  
Geleert des Freudenbeckers Rest,  
Verstummt der Jubel in den Zelten!  
O, herrlich ist ein Schützenfest,  
Doch kommt es, Gott sei Dank, nur selten.

J. Trojan.



„Was, nicht ein Wort?“

„Nein! Jacques ist sehr zurückhaltend, seine Studien nehmen ihn ganz in Anspruch, und ich bin überzeugt, daß er Alles schon wieder vergessen hat.“

„Um so besser,“ sagte Antoinette enttäuscht.

Diese kalte Verachtung schien ihr die schlimmste Beleidigung; die heißendsten Bosheiten wären ihr lieber gewesen, als eine so vollständige Gleichgiltigkeit.

Gleichgiltig war Jacques übrigens nicht, die plötzliche Erscheinung hatte ihm vielmehr einen Eindruck hinterlassen, dessen Lebhaftigkeit ihn selbst beunruhigte. In dem ruhigen, patriarchalischen Kreise, in dem sich sein Leben bis dahin abgespielt hatte, waren ihm nur Frauen mit gefestigtem Wesen und schüchterne, bescheiden erzogene Mädchen begegnet. Der kleinstädtische Dunsstreich hatte über diese ganze Welt eine einträglich graue Farbe gebreitet; da war Alles geordnet, abgemessen und bedacht: die Worte, das Benehmen und die Handlungen. Die Kleidung war einfach, die Gesichter bescheiden oder unbedeutend. Zu diesen verblähten Bildern stand Antoinette durch ihren cavaliermäßigen Ton, die etwas übertriebene Kleidung und hauptsächlich durch ihre eigenartige Schönheit in demselben Gegensatz, in dem eine stark duftende, farbenprächtige erotische Blume zu den Blüten eines ländlichen Rosenstrausses stehen würde. Diese jugendliche Schönheit hatte Jacques Duhour zugleich geblendet und beunruhigt. Er war zu wenig mittheilhaft, als daß er sich vor Evonyme hätte etwas merken lassen, aber die Scene in Val-Clavin hatte einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht. In seinem Geist spukte noch lange die Erinnerung an Antoinette, wie sie mit glühenden Wangen und von Regentropfen besprühten Haaren in die Meierei trat. Dieses phantastische Bild schob sich so lange zwischen ihn und seine Schreibereien, bis er endlich, über sich selbst ärgerlich und ungeduldig, diese zudringliche Erinnerung energisch abschüttelte, und um sie nicht wieder aufzuspüren, es vernahm, durch das Dorf zu gehen, wenn er sich in den Wald begab.

Der Zufall sollte seine weisen Vorsichtsmaßregeln zu nichte machen. Es begab sich, daß Ende Mai der Unterförster von Auberville seine Tochter dem Buchhalter eines Eisenhammers aus der Umgegend zur Frau gab. Die Heirath war ehrenvoll, und der Unterförster Sauvageot wollte sie feierlich begehen und lud viele Gäste zum Hochzeitsmahl und dem darauffolgenden Ballo ein. Unter den Eingeladenen befanden sich auch Jacques Duhour, der seinen Untergebenen nicht durch eine Ablehnung kränken konnte, Evonyme, der bei seiner Hochzeit im Dorf fehlte, und Herr von Lisle, der schon manches Glas mit dem Vater Sauvageot geleert hatte. Antoinette hatte der Braut versprochen, dem Ballo beizuwohnen. Gegen Abend begleitete Celine sie bis ans Försterhaus und begab sich dann innerlich schimpfend nach Hause zurück, um das Futter der Thiere zu bereiten.

Das Försterhaus lag mitten im Wald, etwas höher als die Teiche von Thuilliere, und da es in diesem Mai ganz besonders warm war, hatte man im Freien gespeist, wo auch der Ballo abgehalten werden sollte. Zum Ballsaal war ein früherer Jagdsammelplatz, der Schöne Stern genannt, eingerichtet worden. Der tiefe, stille Forst rings umher umschloß die Tänzer wie ein Schattengürtel, und einer der Baumgänge, der sich plötzlich erweiterte, zeigte zwischen den Baummassen hindurch die nahe Schlucht, in der die Teiche zu schlummern schienen, und wo die untergehende Sonne in einem purpurnen Nebel versank.

Als Jacques Duhour, nachdem er seine Cigarre geraucht hatte, sich entschloß, einen Blick auf das Rondell zu werfen, hatte der Tanz schon begonnen. Die Musik spielte einen Walzer, und die Paare drehten sich langsam auf dem Rasen. Die erste Tänzerin, die von dem kräftigen Arm eines jungen Commis gestützt, an Jacques vorbei kam, war Antoinette. Sie trug ein Kleid von weiß und blau gestreiftem Mouffelin; um ihre schönen Schultern war ein leichtes Tüllschu geschlungen, und in die Haare, die am Hintertopf mit einem antiken Schildpattkamm aufgenommen waren, hatte sie als einzigen Schmuck drei Narzissen gesteckt. Sie hatte eine reizende Art, zu walzen; vollständig gleichgiltig für die Persönlichkeit ihres Tänzers, schien sie nur einen festen Arm und Takt von ihm zu verlangen. Kräftig gestützt, glitt sie leicht und rein wie eine Luftgestalt dahin. Die Musik und die rhythmische Bewegung berauschten sie, um ihre Lippen spielte ein feines Lächeln, und ihre Augen schienen in einer wohnigen Verzückung zu schwimmen. Als Jacques Duhour Antoinette bemerkte, zog er sich unwillkürlich in den Schatten zurück, entfernte sich aber nicht.

Hinter der Reihe der älteren Leute versteckt, verließ er die Tänzerin im weiß- und blaugestreiften Kleid nicht mehr mit den Augen. Sie übte eine sanfte aber unwidderstehliche Anziehungskraft auf ihn aus. Nie hatte er eine so bestrickende Anmuth bei einem Mädchen gesehen. Manchmal entschwand sie, in der Menge verloren, dann tauchte sie plötzlich nur zwei Schritte weit von ihm wieder auf, und dann fühlte er sich von einem sanften Licht geblendet, wie wenn der Mond, der sich einen Augenblick hinter Wolken verbarg, plötzlich in seiner silbernen Klarheit wieder hervortritt.

Nach und nach war es Nacht geworden, und die bunten Laternen flimmerten im Laubwerk wie Leuchtkäfer; die Sterne blinzelten mit ihren goldenen Augen zwischen den Bäumen hindurch. Eine Quadrille war auf den Walzer gefolgt, an der sich Antoinette der Braut gegenüber betheiligte. Ihr Gesicht strahlte vor Vergnügen, ihre Augen glänzten, ihr ganzes Wesen athmete Freude.

Jacques sah, wie sie zwischen zwei Touren plötzlich ihren Tänzer verließ, auf die Bank zulief, auf der Herr von Lisle saß, zwei Küsse auf ihres Vaters Wangen drückte und sich dann aufs Neue in dem Gewoge der Tanzenden verlor.

Herrn von Lisle fing die Zeit an, lang zu werden, er dachte nicht ohne Unruhe an die Abendfütterung seiner Thiere, außerdem hatte er kräftig gespeist und ging gerne früh zu Bette. Er entschlüpfte geschickt dem Kreis, der die Tanzenden umgab. „Die Kleine ist vergnügt und wird noch nicht heimgehen wollen,“ sagte er zu sich selbst, „warum ihr Vergnügen stören.“ Jetzt bemerkte er Evonyme, der in einem Winkel saß und träumte. Er wird sie heimführen, dachte er, und da hiermit seine letzten Bedenken beseitigt waren, schlich er sich fast davon.

Nun war aber Evonyme in demselben Augenblicke einem seiner Melancholie-Anfälle zur Beute geworden. Der Anblick einer Hochzeit, sowie Musik und Ballfreuden ergriffen ihn stets tief. Das für ihn unlösliche Problem des Heirathens quälte ihn dann mit besonderer Beharrlichkeit. Er warf auf die strahlenden Gesichter der Neuvermählten einen nachdenklichen Blick und seufzte: „Diese Menschen sind glücklich! Sich verheirathen und der Stammvater eines Geschlechtes von kleinen Evonymen werden, wäre am Ende doch das richtige Ziel und der richtige Abschluß.“ Er hielt inne, stopfte sich seine Pfeife und zündete sie an, dann, als ob diese Operation seinen unentschlossenen Geist in die entgegengesetzte Richtung getrieben hätte, fuhr er fort: „Ja, aber wenn man erst einmal verheirathet ist, dann erlirrt man in seinem Glück wie geschmolzenes Metall, das für alle Ewigkeit in der Form verharret, in die es flüssig gegossen wurde. Nun ist aber Unbeweglichkeit Langeweile. Es lebe die immer bewegliche, immer wechselnde Natur!“ Er erhob sich, blies zwei oder drei Rauchwolken aus und betrachtete den einsamen Hochwald. Die großen, in geheimnißvolle Schatten gehüllten Lichtschläge zogen ihn an. Die Tanzmusik mußte dort gedämpfter, lieblicher klingen. „So,“ dachte er, „möchte ich auch das Heirathen immer betrachten, aus der Ferne. Bah, ich will im Wald herumstreifen, da singen die Nachtigallen, jede allein.“ Und damit rückte er langsam dem Schatten näher und verschwand.

Unterdessen hatte der Ballo seinen fröhlichen Fortgang genommen, Stunden waren verflossen, und Jacques war nicht müde geworden, Antoinette zu betrachten, die ihrerseits nicht müde wurde, zu tanzen. Plötzlich sah er das junge Mädchen nicht mehr und wollte sich eben, über seine Thorheit erröthend, nach dem Dorf zurückgeben, als eine derbe Stimme, die des Unterförsters, hinter ihm ertönte.

Er drehte sich um und sah Sauvageot, der ihm Antoinette vorstellte, die noch zitternd von der Bewegung des Tanzes in einen weißen Burnus gehüllt, dessen Kapuze bis auf die Augen herabfiel, vor ihm stand.

„Ich möchte Sie um eine Gefälligkeit bitten,“ sagte der Unterförster. „Fräulein von Lisle hier wünscht nach Auberville zurückzukehren; ihr Vater ist schon weggegangen, und ich kann sie doch nicht einem unserer jungen Windbeutel anvertrauen. Da Sie ohnehin gehen wollen, wären Sie vielleicht so freundlich, die Dame heimzuführen.“

Dies konnte nicht abgelehnt werden. Jacques verneigte sich schweigend und betrat an der Seite des jungen Mädchens den schmalen, kieselreichen Pfad, der in die Schlucht hinabführte. Während fünf bis sechs Minuten schwiegen beide. Jacques, den dieses unerwartete Alleinsein verlegen und schüchtern machte, ging mit nachdenklich gesenktem Haupte neben ihr. Antoinette, in ihren Burnus eingewickelt, horchte nach der Tanzmusik zurück, die hinter dem Laubwerk erklang, und ihr schmiegsamer Körper schien mit seinen wellenartigen Bewegungen noch dem Rhythmus des fernen Walzers zu folgen. Plötzlich glitt sie auf den Kieselsteinen aus und stieß einen leichten Schrei aus. Der Forstmeister glaubte, ihr seinen Arm anbieten zu müssen, aber sie dankte, unter dem Vorwande, der Weg sei zu schmal. Jacques verbeugte sich, ohne weiter in sie zu dringen, und wieder verstummte die Unterhaltung. In diesem Augenblicke trat der Mond hervor, und sein bläuliches Licht glitt wie ein leichtes Silbernetz über all die Baummassen. Unten in der Schlucht spiegelte das Gewässer des Teiches die schon ausgeschweifete Mondscheibe wieder, und von der Seite erklang aus weiter Ferne das Lied einer Nachtigall.

„Herr Duhour,“ sagte das junge Mädchen plötzlich, „Sie sind entrüstet über meinen Ausflug nach Val-Clavin und Sie haben eine abschauliche Meinung von mir.“

„Ich, Fräulein?“

„Ja, Sie halten mich für ein schlecht erzogenes Mädchen. Gesehen Sie's nur, ich werde nicht böse. Ich war heute Abend sehr glücklich, und nichts macht mich so gut wie das Glück.“

„Und das geschieht oft?“ fragte Jacques mit leichter Ironie.

Sie blieb stehen, sah ihn schelmisch an und antwortete in köstlichem, sehr kurzem und sehr entschiedenem Ton:

„O ja, so oft man thut, was ich will.“

„Hm!“ machte Jacques, „Das ist eine Genugthuung, die man im Leben nicht oft hat.“

„Doch,“ erwiderte Antoinette unbefangen; „wenigstens mir gibt man schließlich immer nach. Papa sagt, ich schmeichle ihm Alles ab und Celine verwöhnt mich.“

„Wer ist Celine?“

„Meine Dienerin; sie hat mich seit meiner Geburt nicht verlassen, ich habe sie auch sehr lieb und sie vergöttert mich. Wenn mich meine Mutter gestraft hatte, kam Celine und tröstete mich. Und sie kam oft, denn ich war faul wie eine Fischotter.“

„Unter uns gesagt,“ meinte Jacques, „Fräulein Celine hätte Ihnen einen besseren Dienst geleistet, wenn sie Sie etwas bei den Ohren genommen hätte.“

„Nun, da täuschen Sie sich,“ entgegnete Antoinette rasch; „bei mir erreicht man mit Zärtlichkeit Alles und mit Heftigkeit nichts. Man glaubte, mich zu bändigen, als man mich nach Sacré Coeur in Marmoutiers schickte.“

„Und wie war der Erfolg?“

„Tragisch! Als man mich in ein schreckliches, grasgrünes Uniformkleid gesteckt hatte, war ich so verzweifelt, daß ich zu sterben beschloß. Ich hatte meine Farbensachtel mitgebracht und nahm eine Tafel Berlinerblau heraus. Celine hatte nämlich immer gesagt, es sei Gift, wenn sie mich warnte, meinen Pinsel in den Mund zu nehmen, und ich hoffte, es sei genug, um mich zu tödnen. Ich hatte mein Berlinerblau immer in der Tasche und befeuchtete es von Zeit zu Zeit, und des Nachts legte ich es unter mein Kopfkissen. Als ich nun eines Abends mich unglücklicher und verlassener fühlte als je, verschluckte ich es.“

„Aber das muß sie ja furchtbar krank gemacht haben!“ rief Jacques erstaunt und entrüstet aus.

„Ja, aber ich starb nicht daran,“ fuhr sie lachend fort, „und man nahm mich weg aus Sacré Coeur.“

„Das war sehr unrecht!“ erwiderte Jacques, der nachdenklich geworden war. „Man hätte Sie ruhig dort lassen müssen, und ich möchte dafür einstehen, daß Sie das Experiment mit Berlinerblau nicht noch ein Mal gemacht hätten.“

Sie sah ihn von der Seite an und zuckte die Achseln.

„Ich würde Niemand ratthen, sich darauf zu verlassen,“ murmelte sie, dann brach sie das Gespräch ab und sprang ins Gebüsch, wo sie anfang, wildes Gaisblatt zu pflücken, das an den Zweigen einer Haselnußstaude herabhing. Sie warf die gepflückten Blüten nach und nach Jacques Duhour zu, der ihr verwundet zusah. Da einer der Zweige ihren Fingern Widerstand leistete, erhob sie sich auf die Fußspitze, ergriff den Zweig mit den Zähnen und versuchte ihn so zu brechen.

Jacques bewunderte ihr feines Handgelenk und die weißen Zähne, die im Mondlicht blinkten. „Sie werden sich die Lippen verletzen,“ flüsterte er mit sanft bewegter und fast zärtlicher Stimme. Der Unterschied zwischen seiner sonstigen herben und ernsten Betonung war so groß, daß Antoinette überrascht inne hielt. Zum ersten Mal begegneten sich ihre Blicke, und Jacques fühlte sich von Kopf zu Fuß ergriffen.

Als sie es müde war, Blumen zu pflücken, stiegen sie in die Schlucht hinab. Es war der weitere Weg, allein Jacques ließ Alles mit sich geschehen und wagte keinen Einwand. Bald langten sie am Ufer des Teiches an, der, von einer Einfassung schwankender Binsen umgeben, in seehafter Klarheit strahlte.

Antoinette ließ mit einer raschen Bewegung die Kapuze fallen und warf ihren Burnus über ihre Schultern zurück. „Wie schön das ist!“ rief sie begeistert. „Ich liebe das Wasser, ich liebe es über alle Maßen!“

„Sollten Sie vielleicht zufällig eine Undine zur Pathin gehabt haben?“ fragte Jacques lachend.

Sie lächelte, verzog den Mund ein wenig und sagte:

„Evonyme behauptet, ich sei selbst eine, weil ich grüne Augen habe.“

„Grün!“ murmelte Jacques, „wirklich? ich glaube, sie seien blau.“

„Da haben Sie nicht recht gesehen. Schauen Sie her!“ fügte sie unbesonnen hinzu und näherte Jacques ihr mondbeisüchtes Antlitz. „Es sind richtige Undinenaugen.“

Jacques verlor seine Kaltblütigkeit nach und nach.

„Wissen Sie,“ sagte er mit leicht bewegter Stimme, „daß die Undinen sich eines ziemlich schlechten Rufes erfreuen? Man sagt, sie seien denen verhängnißvoll, welche sie lieben.“

„Bah!“ sagte Antoinette und näherte sich der Böschung des Sees, „nur wenn ihre Liebhaber sie nicht recht lieben. Man muß zu viel lieben, um genug zu lieben. Uebrigens will ich, da wir nun einmal in meinem Reich sind, einige Blumen pflücken und meinen Strauß vervollständigen.“

Etwa drei Fuß von der Böschung entfernt lag eine kleine mit Weiden bedeckte Insel, die mit der Straße durch einen sehr schmalen Steg verbunden war, und gerade unter diesem



Steg schaukelte schöner Wasserklee seine vom Wasser halb bedeckten weiß und rothen Blüten. Antoinette setzte den Fuß auf die Planke und versuchte, sie zu pflücken.

„Thun Sie das nicht!“ rief Jacques, „die Planke ist nicht fest genug, und der Teich ist tief.“

„Ich fürchte mich nicht vor dem Wasser,“ erwiderte das junge Mädchen schalkhaft und brachte den Steg in ein leichtes Schaukeln.

„Man hat Sie mir anvertraut, und ich werde Sie eine solche Unvorsichtigkeit nicht begehen lassen,“ rief Jacques streng. Und als sie that, als ob sie nichts hörte, fügte er mit Nachdruck hinzu: „Thun Sie keinen Schritt weiter, ich verbiete es Ihnen!“

„Oh, Oh!“ entgegnete sie mit herausforderndem Ton. „So müssen Sie nicht mit mir sprechen!“ Im Handumdrehen war sie mitten auf dem Steg, wo sie niederkniete und einen Arm ins Wasser tauchte.

Jacques war ihr nachgestürzt. Die Angst, Antoinette könne ein ziemlich gefährliches Bad nehmen, und der Aerger, den ihm diese tolle Prahlerei verursachte, hatten ihn so gereizt, daß er die Arme Antoinettes mit Angestüm erfaßte und sie sehr energisch aufhob. Im selben Augenblick ließ sich ein dumpfes Krachen hören, der gebrechliche Steg bog sich unter der doppelten Last wie eine Weide, und das junge Mädchen schrie laut auf vor Schrecken, als das Wasser ihre Füße berührte. Jacques umfaßte sie mit wilder Hefigkeit und sprang mit einem Satz auf die Böschung.

Der plötzliche Schrecken und die Angst des jungen Mädchens waren so groß gewesen, daß sie während einer halben Minute regungslos in den Armen des Forstmeisters blieb. Während der hilflose Kopf zurückgesunken auf seiner Schulter lag, hatte der junge Mann Zeit zwei schöne, durch braune Wimpern leicht verschleierte Augen und zwischen den halb aufgelösten kastanienbraunen Haaren das zierlichste, rosige Ohr der Welt zu bewundern. Das war zu viel für Jacques Duhour. Er hatte gut der Versuchung widerstehen, eine magnetische Anziehungskraft bog schon sein Haupt zu dem des Mädchens herab, als ein Zittern Antoinettes Körper überließ; sie öffnete die Augen, befreite sich leicht aus den Armen Jacques', erröthete tief und brach in lautes Lachen aus.

Jacques, der nach und nach wieder Herr seiner selbst geworden war, ärgerte sich heimlich über dieses Lachen.

„Die Sache ist nicht so lustig,“ sagte er übelläunig; „der Weiher ist voll Pflanzen und Schlamm, und da es deshalb unmöglich ist, zu schwimmen, so hätten wir leicht beide darin bleiben können.“

Antoinette hatte sich auf einen Baumstamm gesetzt und schüttelte ihren durchnässten Burnus aus. „Nun wol,“ fuhr sie in ihrem leichten Ton fort, „ich hätte Sie dann in mein Reich geführt, wo die Undinen, meine Schwestern, singen und ihr grünes Haar mit goldenem Kämme kämmen. So geht's in den Sagen doch immer her, nicht wahr?“

„Sie haben nasse Füße,“ sagte Jacques ungeduldig, „und thäten besser daran, weiter zu gehen.“

Sie erhob sich schmallend, und sie gewannen die Landstraße. Nach etwa hundert Schritten sahen sie eine kleine Frau, die sich ihnen rasch näherte. „Gott verzeihe mir,“ sagte Antoinette, „ich glaube gar, das ist Celine.“

„Bist Du es, mein liebes Kind!“ rief sie, sobald sie in Gehörweite kam. „Du kommst nicht zurück und ich wurde besorgt. Das sieht Deinem Vater wieder gleich, daß er Dich allein unter diesen Leuten läßt! Er ist und bleibt immer derselbe!“

Am Eingang des Dorfes verabschiedete sich der Forstmeister von Fräulein von Lisle. „Auf Wiedersehen!“ sagte sie lustig zu ihm. Dann reichte sie ihm freundlich die Blumen, die sie im Teich abgerissen und sorgfältig bewahrt hatte, und setzte hinzu: „Nehmen Sie meinen Wasserklee, Sie haben ihn ehrlich verdient.“

## IV.

Der Frühling hatte seinen ganzen Blumenstolz gebracht, der Monat Juni ging zu Ende und die Heuernte hatte eben begonnen. In dem kleinen Thal, in dem die Wiesen des Herrn von Lisle lagen, erhoben sich die duftenden Schober des gemähten Grases. Der Besitzer, von einem großen Strohhut geschützt, beaufsichtigte die Mäher, die den ersten Wagen beluden. Die schon wachsenden Schatten der bewaldeten Hügel zeigten, daß der Tag sich neigte, und der träge Evonyme, der sein Mittagsschläfchen auf einem Heuhaufen gehalten hatte, beobachtete ernsthaft das Treiben der Krebse am Bach, die sich von Zeit zu Zeit auf eines der von den Mähern für sie gelegten Netze setzten. Hinter einem Schober, an einer im Wald entspringenen Quelle, plauderte Antoinette, die Haare mit Grasschälchen übersät, vertraulich mit Jacques Duhour, und dem ernststen Forstmeister schien ihre Gesellschaft keineswegs zu mißfallen.

Trotz der besten Vorsätze war Jacques doch dem Reiz der Undine erlegen. Die rosigen Blättchen des Wasserklees enthielten einen Zauber, der langsam aber sicher wirkte. Herr von Lisle war einmal wieder ins Wirthshaus gegangen, und diesmal wurde sein Entgegenkommen weniger kalt auf-

genommen. Eines Abends hatte Evonyme Jacques überredet, mit ihm in die Seilerstraße zu gehen und seither war er mehrere Mal allein dagewesen. Schließlich war das Leben in Auberive so einformig, das Wirthshaus von einer so lärmenden Kundschaft besucht, daß im Vergleich damit das Haus Herrn von Lisle's mit seiner eingeräucherten Küche, seinem großen nackten Empfangszimmer und dem kleinen terrassenförmigen Garten ein gastliches Paradies war. Uebrigens konnte man doch nicht immer arbeiten; nach den weiten Waldmärschen war es sogar Bedürfnis, sich in heiterer, vertrauter Unterhaltung ein paar Stunden zu erholen, und nur dort konnte man angenehm und geistreich plaudern. Dies waren die Gründe, die Jacques sich angab, wenn er seine häufigen Besuche bei sich selbst rechtfertigen wollte. Herr von Lisle bewillkommte den Forstmeister sehr warm. „Das ist mein Mann,“ sagte er zu Antoinette; „er ist bescheiden und besitzt doch eine Fülle von Kenntnissen. Es ist ein Vergnügen und Vortheil zugleich, mit ihm seine Gedanken austauschen zu können. Dieser junge Mann wird seinen Weg machen.“

Unter dessen machte dieser junge Mann den Weg in die Seilerstraße öfter als gut war, wenn wir den Damen von Auberive glauben wollen, die da fanden, daß Herr von Lisle sehr unklug und Antoinette sehr leichtsinnig sei. Er speiste ab und zu dort und begleitete Herrn von Lisle oft auf seinen Waldspaziergängen. An jenem Tage war man schon Morgens aufgebrochen, hatte auf der Wiese gefrühstückt und beabsichtigte erst mit den Mähern heimzukehren. Antoinette war voll sprudelnder Fröhlichkeit, und ihr leichtes Lachen verhallte glockenrein unter den Bäumen. Plötzlich erhob sie sich und begann den unwegsamen Pfad zu erklimmen, der neben dem Bette des Baches bergan führte. Jacques folgte ihr auf diesem Wege, und so gelangten sie an den Ursprung der Quelle, die bescheidenlich unter einem dichten Schleier von Kresse und Ehrenpreis ans Tageslicht hervorkam.

Ein paar Schritte weiter breitete sich ein von Büschen beschatteter ebener Platz aus, auf dem noch die Spuren alter Meiler waren. Antoinette ließ sich athemlos auf der Schwelle der Köhlerhütte nieder, und Jacques setzte sich zu ihr. Das junge Mädchen trieb allerlei Muthwillen, bald sang sie mit voller Stimme ein ländliches Lied, bald versuchte sie die trillernden Flötentöne der Goldamsel nachzuahmen, bald schlang sie lange Gräser durch ihr Haar. Jacques betrachtete sie, ohne zu reden, manchmal lächelte er ernsthaft in seinen Bart und schien eine tiefe Freude bedächtig zu genießen. Als sie es müde war die Vögelin zu locken, und die Libellen zu erschrecken, lehnte sie ihren Kopf an die Wand der Hütte, betrachtete den Himmel zwischen den langen Wimpern durch und sagte leise:

„Wie schön ist es hier! Ich habe mir stets gewünscht, in solch einem in weltvergessener Waldestiefe versteckten Häuschen zu leben!“

„Eine Hütte und ein Herz!“ lachte Jacques.

Wenn Jacques ernsthaft war, hatte sein Gesicht scharfe, fast harte Züge; sobald er aber lachte, wurde er ein anderer Mensch: die schwarzen Augen erhellten sich, die Züge um den Mund wurden weicher, das ganze Gesicht heiterte sich auf und bekam einen Ausdruck voll kindlicher Güte. Antoinette beobachtete diese plötzliche Veränderung erstaunt. Sie schüttelte nachdenklich den Kopf und sagte: „Eine Hütte? ja; ein Herz? das würde von den Umständen abhängen. . . Ich wäre sehr anspruchsvoll.“

„Lassen Sie einmal hören,“ sagte Jacques mit sanft-fragendem Blick, „was würden Sie verlangen?“

Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, sie legte einen Finger an die Lippen und sah nachdenklich aus.

„Vor Allem müßte er mich heiß und ergeben lieben.“

„Selbstverständlich! Weiter.“

„Rühn, stolz, sich vor Niemand beugen, . . . als vor mir.“

„Sie sind exclusiv.“

„Ganz außerordentlich. Ich würde jedes Opfer fordern, weil ich selbst bereit wäre, Alles zu opfern. Die großen Leidenschaften haben mich stets begeistert, und ich habe mir geschworen, nur einen Mann zu lieben, der fähig wäre, mir jedes Opfer zu bringen, jede Thorheit für mich zu begehen.“

Jacques war wieder ernst geworden. „Jede Thorheit, nein!“ entgegnete er. „Ich kann nicht als richtig gelten lassen, daß man den, den man liebt, zu einer jener Handlungen treibt, welche die nur zu nachsichtige Welt Thorheiten nennt. Das, was man am Höchsten halten sollte, ist die Ehre und Würde dessen, den man liebt. Die wahre Liebe lebt von Achtung.“

„Die wahre Liebe lebt von Leidenschaft!“ rief Antoinette ungestüm.

„Ich kann über diesen Punkt nicht mit Ihnen streiten, weil ich nur von Dingen spreche, die ich kenne,“ antwortete Jacques mit leisem Spott. „Alles was ich sagen kann, ist, daß mein Ideal . . .“

„Oh! Ihr Ideal!“ unterbrach sie ihn sehr erregt, „das kenne ich; das ist eine biedere, gutmüthige, höchst unterwürfige Kleinstädterin, die Sonntags zur Vesper geht und die Woche über am Fenster sitzt, hinter bescheidenen zugezogenen Gardinen, und Handtücher stopft!“

„Vielleicht!“ sagte er nachdenklich.

Der Gesichtsausdruck Antoinettes wurde ärgerlich und wegwerfend. „Ich sehe sie vor mir,“ fuhr sie fort, „in ihrem schwarzen Alpaccakleid mit glattem Kragen und Filethandschuhen und Augen. . .“ Sie hielt inne und frug in herausforderndem Tone: „Welche Farbe haben ihre Augen?“

Jacques erhob sich langsam und ruhig, pflückte ein Ehrenpreis in der Quelle und antwortete, es Antoinette hinreichend: „Blau und sanft wie diese Blume.“

Sie warf die Blume hinter sich. — „Blau wie Steingut,“ fuhr sie mit lautem Lachen fort; „ich konnte mir's denken! Und wie heißt sie denn, Ihre kleine Spießbürgerin? Eulalie oder Brigitta?“

Jacques runzelte die Brauen. „Ich glaube,“ stieß er in seinem herben, hochmüthigen Tone hervor, „daß der Scherz etwas zu weit getrieben wurde. Wir sprechen beide zu leichtfertig von Dingen, die man heilig halten soll. Lassen wir's dabei bewenden.“

Er machte ein paar Schritte unter den Buchen und schlug den Disteln mit seinem Spazierstock die Köpfe ab. Antoinette starrte unbeweglich und schweigend auf die Blümchen in der Quelle.

Jacques kam ärgerlich, daß er sich von seiner Mißstimmung hatte fortweisen lassen, zu ihr zurück und sagte verlegen ihre Hand mit den Worten: „Aber keinen Groll!“

Sie biß sich auf die Lippen. — „Groll,“ antwortete sie, ohne den Kopf zu drehen, „und warum denn? Es war unrecht von mir, mit Ihnen zu scherzen; verzeihen Sie mir, es wird nicht wieder geschehen.“

Sie zog ihre eiskalte Hand zurück und versank aufs Neue in ihre Betrachtung. Nach einigen Augenblicken hörte man ein langgedehntes Houp! und die langen Beine Evonymes erschienen zwischen den Schößlingen. „Aber was denkt Ihr denn eigentlich? Man wartet nur noch auf Euch, um aufzubringen!“ Antoinette lief ihm entgegen und stützte sich beim Herabsteigen auf seinen Arm. Die Sonne war verschwunden; der berghoch geladene Heuwagen fuhr schon auf der Straße von Germaine nach Auberive. Herr von Lisle ging mit den Mähern vor den Pferden; Evonyme folgte mit Antoinette am Arm. Jacques blieb, ein wenig schmallend und außer Fassung gebracht, allein zurück. Als er sah, daß Herr von Lisle sich nur um sein Heu kümmerte, und die jungen Leute auch keine Notiz von ihm zu nehmen schienen, verkürzte er seine Schritte unmerklich. Bald war er einen Büchenschuß weit hinter seinen Gefährten zurückgeblieben, er konnte aber noch deutlich die lebhaften Gesticulationen Antoinettes sehen und das laute Lachen Evonymes hören.

„Sie erzählt ihm von unserem Streite,“ dachte Jacques, „und er gibt ihr Recht und macht sich natürlich über mich lustig. . . Er ist ja Einer, der ihr allen Willen thut und zu all ihren Launen Ja und Amen sagt! Er liebt sie! wahrhaftig! und an ihm hat sie wol die Macht ihrer bestückenden Schönheit erprobt. Wer weiß, ob sie nicht an Evonyme dachte, als sie von einem Herzen sprach, das zu allen Thorheiten bereit sei! Und ich Thor habe sie nicht verstanden! Ich habe die Dummheit begangen, mich zu ereifern und zu reden, als wenn ich selbst in Betracht gekommen wäre. Sie hat mich gewiß höchst lächerlich gefunden.“

Je mehr Jacques diesen neuen Gedanken in seinem Kopf hin und her wälzte, desto wahrscheinlicher wurde ihm derselbe. Er erinnerte sich an Antoinettes Besuch in Val-Clavin, an die Aufmerksamkeiten und die Verlegenheit Evonymes, an die Art und Weise, wie sein Freund Antoinette gepriesen hatte. Nach und nach untag sich, mit Hilfe einer Art von Hallucination, dieser Gedanke, der zuerst nur eine Vermuthung gewesen war, mit allem Schein der Wirklichkeit. Antoinette fand Gefallen an Evonyme und dies hatte nichts Ueberraschendes: sie waren zusammen aufgewachsen, Evonyme war reich und unabhängig. Genau überlegt war es so auch am Besten und er, Jacques, konnte sich glücklich preisen, einer Liebe entronnen zu sein, die seine Arbeit geschädigt, seine Familie betrübt und seine ganze Zukunft anders gestaltet hätte. Trotz all dieser trefflichen Gründe war Jacques' Herz schmerzlich bedrückt, und da er sich zu verdrießlich fand, verließ er rasch die Landstraße und schlug einen Weg ein, auf dem er allein in sein Wirthshauszimmer zurückkehrte.

Er vermied es mehrere Tage, zu Antoinette zu gehen; endlich war er so ruhig und Herr seiner selbst geworden, daß er es wagen konnte, an der kleinen Hausthüre zu klingeln. Im Empfangszimmer, dessen Fensterläden zum Schutz gegen die Sonne so festgeschlossen waren, daß nur ein schmaler Streifen goldenen Lichtes hereindringen konnte, saß Antoinette am Clavier. Auf einem kleinen Tische stand ein großer aus Nefeda, Theerosen und Jasmin gewundener Strauß, der einen köstlichen Duft ausströmte. Als Jacques eintrat, stand Antoinette auf. Sie sah in diesem Halbdunkel, in dem ihre Augen wie Smaragden leuchteten, verführerischer aus als je. Ihre Haare fielen in zwei lange Zöpfe geflochten frei über die Schultern herab, und zwischen den Falten ihres Leibchens glühte eine rothe Kelle.

„Ich war neulich recht albern,“ sagte Jacques rasch, „und komme, Sie um Entschuldigung zu bitten.“



Sie drückte ihm schweigend die Hand und antwortete erst nach ein paar Augenblicken: „Danke! Es ist gut, daß Sie kamen, denn ich wäre trostlos gewesen, wenn wir in Unfrieden von einander geschieden wären.“

„Geschieden?“ murmelte Jacques, „wollen Sie verreisen?“  
„Gewiß... Um diese Zeit verlangen mich stets meine Großeltern zurück... Wenn ich ihre Einladung ablehnte, würde ich mich mit ihnen entzweien und das würde meinem Vater nicht passen, der auf meinen Großvater rechnet, um eine ‚vortheilhafte Versorgung‘ für mich zu finden.“

Sie hatte die Worte mit spöttischem Nachdruck ausgesprochen. — „Warum,“ sagte Jacques, „wollen Sie es Anderen überlassen, über Sie zu verfügen? Ich hätte gedacht, Sie wären unabhängig genug, selbst einen Entschluß zu fassen und eine Wahl zu treffen.“

„O,“ entgegnete sie, „ich werde schon zu reden wissen, wenn man mich zwingt, einen Entschluß zu fassen. Aber ich habe noch Zeit,“ fügte sie lachend hinzu, „denn bis auf diesen Tag haben die Bewerber unsere Thür noch nicht zu sehr belagert.“

„Nimmerhin glaube ich wenigstens Einen zu kennen,“ sagte Jacques.

Sie blickte ihn halb ernsthaft, halb ungläubig an.

„Sie scherzen, nicht wahr?“ sagte sie leise. „Aber sprechen Sie weiter, es macht mir Spaß.“

Sie hatte den Arm auf den kleinen Tisch gestützt und spielte mechanisch mit der Blumenvase.

„Ich scherze nicht,“ entgegnete Jacques, „ich kenne Einen.“

Die Hand Antoinettes entfernte sich von der Vase und ihre Augen verriethen eine plötzliche Bewegung.

„Wirklich,“ stammelte sie, „gibt es wirklich Einen?“

Jacques machte ein bejahendes Zeichen.

„Wer denn?“ sagte sie mit zaghafter Stimme, und während sie die Worte aussprach, verbarg sie ihr Antlitz zwischen den Blumen und sog lange deren Duft ein.

„Es ist natürlich mein Freund Evonyme,“ antwortete Jacques.

Sie sprang auf, stieß ihren Sessel heftig zurück und blickte Jacques finster an, als sie rief: „Evonyme? Hat er Sie gebeten, für ihn zu sprechen?“

„Nein,“ murmelte Jacques, erschüttert von dem beinahe tragischen Gesichtsausdruck des jungen Mädchens. „Ich habe vorausgesetzt... ich glaubte zu bemerken...“

„Daß er mich liebe? Und Sie haben es auf sich genommen, ihm das Wort zu reden? Tausend Dank!“ — Sie war sehr bleich geworden, und ihre verschlungenen Hände zuckten krampfhaft.

„Verzeihung!“ wagte Jacques zu sagen, „ich war furchtbar zudringlich, aber seien Sie überzeugt, daß Evonyme...“

Sie ließ ihn nicht ausreden. — „Evonyme!“ rief sie heftig, „ich verabscheue Evonyme!... Sie können es ihm sagen, wie ich es ihm sagen würde, falls er sich persönlich herbemüht hätte.“

„Noch einmal schwöre ich Ihnen,“ betheuerte Jacques, „daß er mich nicht beauftragt hat, in seinem Namen zu sprechen.“

„Warum,“ rief sie, ein Schluchzen in der Stimme, „warum sprechen Sie mir denn von ihm? Wegen einer Wette oder aus Hohn?“

Ihre Augen standen voll Thränen. Sie wandte Jacques den Rücken zu und preßte die Stirne an die Fensterscheibe. Es war einen Augenblick still. Der junge Mann trat ihr um einige Schritte näher und wollte aufs Neue versuchen, das Mißverständnis aufzuklären.

„Mein Fräulein!... Antoinette!“ rief er.

„Lassen Sie mich,“ flüsterte sie, ohne sich umzusehen, „ich will allein sein.“ Und als er weiter reden wollte, stampfte sie heftig auf die Erde und rief: „Nein, gehen Sie fort.“

Er zögerte noch einen Augenblick, dann ergriff er rasch seinen Hut und ging. Antoinette stand unbeweglich am selben

Platz; Stunden vergingen, es wurde Abend und dichte Dunkelheit herrschte im Gemach.

Als Celine ins Zimmer kam, um die Fensterladen zu öffnen, glaubte sie erst, Antoinette sei ausgegangen, so tief war die Stille. Plötzlich drang ein Schluchzen durch die Dunkelheit.

„Antoinette!“ rief die erschrockene Celine und stieß heftig die Laden auf, „was fehlt Dir, mein liebes Kind?“

In dem undeutlichen Dämmerlicht entdeckte sie das junge Mädchen thränenüberströmt zwischen den Kissen des Lehnstuhls kauend. „Laß mich!“ rief Antoinette mit der scheuen Geberde eines wunden Thieres, und ohne ein weiteres Wort flüchtete sie auf ihr Zimmer.

## V.

Jacques verbrachte die Nacht am offenen Fenster sitzend. Er betrachtete mechanisch den klaren Sternenhimmel und die dunklen Baummassen im Park der alten Abtei, während die Grillen zirpten und in der Ferne ein verspäteter Wagen

schwer auf der Landstraße dahinvollte, dann schloß er die Augen und die Scene in der Seilerstraße stand wieder deutlich vor ihm. Er glaubte noch immer den köstlichen Wohlgeruch des Jasmins und der Theerosen einzuathmen, die Schwingungen der metallhellen Stimme Antoinettes zu vernehmen und ihre grünen Augen im Schatten blitzen zu sehen. Er wiederholte sich jedes Wort, das sie gesprochen, suchte die Antworten, die er hätte geben sollen und warf sich vor, sie nicht zur rechten Zeit gefunden zu haben. Dieser an Sinnes-täuschung grenzende Zustand dauerte beinahe die ganze Nacht. Er schlief nur eine Stunde und kaum war der Tag angebrochen, so war er schon auf dem Wege nach der Meierei Val-Clavin.

Er fand Evonyme schon aufgestanden, die Gamaschen zuknüpfend, in seinem Schlafzimmer — es war in der That das Zimmer eines herumstreifenden Philosophen, der wenig Werth auf Behaglichkeit legte. Ein alter Koffer lag in einem Winkel, an der weißgetünchten Wand hingen eine bastische Mütze, ein Hütchen aus den Pyrenäen und eine alte Reisetasche zwischen zwei Familienbildern, auf der gegenüberliegenden Seite enthielt ein Bücherständer aus weißem Holz die ganze Bibliothek: Montaigne, Pascal, La Fontaine, die Bibel und die Nachfolge Christi. Zwei Stühle und ein eisernes Bett bildeten das ganze Mobiliar; dafür gewährte aber das geöffnete Fenster die Aussicht auf eine Landschaft voll Morgenfrische, auf Wiesen, Teiche und Wälder.

„Guten Morgen!“ rief ihm Evonyme entgegen, „komm mit nach Santenoge, ich will Dir dort einen hübschen Kirchhof zeigen...“

„Auf zwei Worte,“ sagte Jacques; „es handelt sich um ernste Angelegenheiten. Höre also aufmerksam zu und antworte mir aufrichtig... Liebst Du Fräulein von Lisle?“

„Wie beliebt?“ rief Evonyme, und sperrte seine Kinderaugen weit auf, „lieben? Du stellst mir da eine eigenthümliche Frage. Lieben? Mein Gott, ich könnte sie so gut lieben wie ein Anderer, denn Antoinette ist ein reizendes Mädchen, obwol ein wenig überspannt... Doch halt! am Abend Deiner Ankunft wehte so ein Liebeslüftchen in der Seilerstraße und ein leiser Hauch hätte vielleicht genügt, um... doch da kam die Ueberlegung und der Zweifel und all die besflügelten Liebesgötter suchten das Weite.“

„Mit einem Wort,“ sagte Jacques, dessen Stimme vor Ungeduld zitterte, „hast Du nie daran gedacht, Fräulein Antoinette zu heirathen?“

„Heirathen? Wie rasch Du bist! Gewiß denke ich ab und zu an Heirathen... Siehst Du, ich komme mir vor wie eine Thurmuhre, bei der jede Stunde einen anderen Traum bringt; auf dem Zifferblatt ist auch eine Stunde für den Traum der Ehe bestimmt, und jeden Tag hält der Zeiger darauf an oder gleitet doch darüber hinweg... Aber was ist eine Stunde von zwölfen, wenn die andern elf von Traumgestalten heimgesucht werden, die mit der Liebe gar nichts zu thun haben?“

„Weißt Du gewiß, daß Du Antoinette nicht lieben und nicht heirathen willst?“

„Du bringst mich noch um mit Deinen Fragen!“ antwortete Evonyme. „Lerne mich doch endlich kennen und wisse, daß ich nicht Ja oder Nein sagen kann!... Uebrigens bin ich auch kein Mann zum Heirathen!“

Jacques frug nicht weiter; er dankte Evonyme und eilte in den Wald. Dort erfaßte ihn die Angst, die feierlichen Entscheidungen vorausgeht und er warf einen raschen Rückblick auf sein ganzes Leben. Er erinnerte sich an seine fleißige Kindheit, an den regelmäßigen Lebensgang im Elternhaus, an die schwarzen Tische des Gymnasiums; dann dachte er an die Jahre auf der Forstakademie, an seine ehrgeizigen Träume und seine Zukunftspläne...

(Fortsetzung folgt.)



Carmen. Von Doucet.





Der Bildhauer Pajou meißelt die Büste der Mme. Dubarry im Schlosse zu Fontainebleau. Von Georges Cain.

## Amsche, die Königin der Wüste.

Ein Bild aus dem Leben der Beduinenfrauen.

Von A. Passow.

### I.

Die Fürstin Amsche, welche von ihrem Volke, den Schemmar-Beduinen in Mesopotamien, wegen ihrer Tugend, ihrer hohen Herkunft und ihrer Schönheit „die Königin der Wüste“ genannt und als Gattin eines mächtigen Häuptlings, als Mutter heldenmüthiger Söhne hoch verehrt ward, ist vor einigen Jahren gestorben. Die Erinnerung an die Vergangenheit ist in jener Hirtennation, die keine schriftlichen Aufzeichnungen macht, von ungemein kurzer Dauer, und so wird die Gestalt jener edlen Frau, welche lange Zeit hindurch einen wohlthätigen Einfluß auf ihr Land ausübte, nur zu bald verblaßt sein. Wir aber, die wir uns an echter Frauengröße mit freudiger Anerkennung weiden, wo immer sie uns auch entgegen treten mag, wollen uns durch einen kurzen Nekrolog ein Bild von ihrem Sein und Wirken zu entwerfen suchen. Es ist dies ein um so lohnenderes Bestreben, als die Lebensweise der jetzigen Beduinenfrauen nicht nur schon an und für sich ein höchst anziehendes, betrachtenswerthes Gemälde bietet, sondern außerdem einen Rückblick auf die Zeit der alttestamentlichen Patriarchen gestattet. Die ritterlichen Hirten, die, noch nicht vom türkischen Joche berührt, mit ihren großen Heerden in Mesopotamien umherziehen, erinnern uns in der äußeren Einrichtung ihres Heimwesens an den friedfertigen Jakob und den rauhen Esau. Die Freuden und Leiden, die Sorgen und Annehmlichkeiten, welche Amsche und ihre Schwestern in diesem Jahrhundert beglückten oder betrübten, sind von Rahel und Lea, Uda und Ahalibama viele hundert Jahre vor Chr. Geb. in ähnlicher Weise und unter ähnlichen Verhältnissen empfunden worden. Nur freilich ist die Welt um sie her eine ganz andere geworden, und die Türken, die jetzt an ihren Grenzen schalten und walten, bemühen sich, ihre Macht zu schwächen, indem sie den Samen der Zwietracht unter sie ausstreuen und allen Häuptlingen einen hohen Sold und den Pascha-Titel geben, die mit ihren Stammesgenossen zum Ackerbau übergehen.

Amsche verlebte ihre Mädchenzeit bis etwa um das Jahr 1838 — die Daten-Angaben jener Orientalen sind sehr ungenau — im Lager der Tai-Beduinen. Sie gehörte somit einem heerdenreichen, unabhängigen Stamm an, der in Nord-

Mesopotamien umherwandernd, seinen Ursprung bis ins graue Alterthum zurückverfolgt und in allen Sitten und Gebräuchen den mündlichen, von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbenden Ordnungen seiner Vorfahren treu geblieben ist. Schon in ihrer frühesten Kindheit lernte sie, Gott habe ihren Vätern geboten: „Ihr und eure Kinder sollt nimmermehr Wein trinken. Ihr sollt euch kein Haus bauen, keinen Samen säen, keinen Weinberg pflanzen noch haben; sondern in Zelten wohnen immerdar, auf daß ihr lange lebet im Lande, darinnen ihr waltet.“ Und die Anhänglichkeit an dieses merkwürdige uralte Beduinengefeh, das bereits von der Bibel im 35. Capitel des Propheten Jeremias erwähnt wird, prägte sich ihrem jugendlichen Herzen tief ein, denn leider sah sie nur zu oft die alte Prophezeiung sich erfüllen. Die Menge der Beduinenstämme, die angesehenen wie die geringen, welche, den Verlockungen der Türken folgend, ihr Nomadenleben aufgaben, verloren den Adel ihrer Gesinnung. Sie wurden aus freien Männern zu Sklaven und gingen ausnahmslos immerlich wie äußerlich mit schnellen Schritten rückwärts.

Diese im uralten Zelte gewonnene, durch eigene Anschauung befestigte Ueberzeugung, daß ihr bereits stark zusammengesmolzenes Volk sich einzig und allein durch ein unentwegtes Festhalten an seiner Wanderfreiheit und an seinem einfachen Hirtenleben vor einem sicheren Untergange bewahren könne, hat Amsche mit der ihr eigenen Energie bis an ihr Lebensende festgehalten. Sie hat ihre ganze Frauenkraft, all ihren weiblichen Einfluß aufgeboten, um den sinkenden Freiheits Sinn ihres Volkes neu zu beleben. Und wenn es ihr auch nicht gelungen ist, dasselbe vor einer unheilvollen Zersplitterung zu behüten, so hat sie doch den stetig um sich greifenden Verfall aufgehalten und verlangsamt.

Aber trotz eines frühzeitig erwachten ernstern Strebens verlebte Amsche im Zelte ihres Vaters, des begüterten Schaif Hassan, eine frohe Jugend. Die Beduinenmädchen haben, obwohl sie zu anstrengender Arbeit angehalten werden, einen heiteren Sinn. Das Einsammeln des Holzes, das Wassertragen, das Abbrechen und Aufschlagen der Zelte, das Melken der Mutterschafe und Kameelstuten, das Kochen des Essens und die Zubereitung des aus saurer Milch hergestellten Nationalgetränktes Lebben erscheint selbst den vornehmsten Häuptlingstöchtern als eine naturgemäße und durchaus nicht unangenehme Pflicht. Man hält die jungen Mädchen in keiner Weise so abgesperrt, wie die Türkinnen; sie tragen keinen Schleier, und wenn sie ihre Holzlasten auch vor der Thür der Männerzelte ablegen und dieselben nicht betreten dürfen, so sieht es ihnen doch frei, im mütterlichen Zelte mit ihren

nächsten männlichen Verwandten zu verkehren. Und wenn sie früh morgens sich versammeln, um mit einem Esel oder einem Kameel in die Steppe hinaus zu wandern und Brennmaterial für den Tagesbedarf des Lagers zu suchen, so hört man weithin ihr lustiges Gepolter und ihr melodisches Lachen.

Ob Sjug, aus dem Hause Dscherba, der junge Schaif der Schemmar, der größten angesehensten Beduinenstamme von Mesopotamien, die ichöne Amsche bei einem solchen Streifzuge in der Wüste erblickte, oder ob er sie kennen lernte, als er ihren Vater zu politischen Zwecken besuchte, wissen wir nicht. Doch steht fest, daß er sich in sie verliebte und sie sich raubte. Wahrscheinlich hatte ihr ältester Vetter — der Landesstamme gemäß — ihre Hand bereits mit Beschlag belegt und war, als Sjug einen ansehnlichen Kaufpreis für das Mädchen bot, nicht zu einem Verzicht zu bewegen. Der fette Schemmar-Häuptling nahm sich mit Gewalt, was man ihm in Güte weigerte. Und Amsche war stolz auf ihren tapfern Freier. Sie sträubte sich wol nur zum Schein, als er auf seiner pfeilschnellen Stute Schemmarjah dahersprengte, sie mit starker Hand zu sich aufs Roß hob und mit ihr davon jagte. Ihr Herz war im Sturm erobert. Auch ihre Angehörigen söhnten sich mit dieser That aus, als sie sahen, daß Amsche im Schemmar-Lager mit Jubel empfangen und hoch in Ehren gehalten wurde. Das gute Einverständnis zwischen den beiden Stämmen ward durch die Entführung nicht gestört. Der alte Tai-Schaif sagte: „um eines Weibes willen entzweien sich Männer nicht,“ und damit war die Sache abgethan. Weit mißlicher wäre es gewesen, hätte der beraubte Vetter im Namen des Gesetzes an das Beduinenvolk appellirt. Es würden Schiedsrichter zur Unternehmung der Angelegenheit ernannt worden sein, und wahrscheinlich hätte Sjug trotz seiner hohen Stellung sich der allmächtigen Sitte fügen und die Braut herausgeben müssen. Da aber der junge Mann offenbar Fischblut in den Adern hatte, blieb der Schemmar-Schaif im Besiz seiner schönen Beute.

Die Hochzeit ward gehalten; ein zartes junges Kameel mußte des Festgelages wegen sein Leben lassen, und die junge Frau erhielt, obwohl ihr Ehemann bereits eine Gattin und einen Sohn besaß, den ersten und vornehmsten Platz im Haushalt, denn ihre ältere Genossin war von kurdischer Herkunft, und das Kind galt somit für keddisch oder ueuebenbürtig.

Sjug war ein rauher gewaltthätiger Mann; sein Jähzorn wallte beim leisesten Anlaß auf. Aber gegen Amsche benahm er sich stets ritterlich. Er umgab sie mit all der rohen Pracht, die ihm zu Gebote stand, und freute sich der Huldigungen, welche seine Krieger, unter denen sich manch wilder



troziger Mann befand, ihr einstimmig darbrachten. Der Ruf von Amische's Schönheit erstreckte sich nicht nur über alle Schemmarstämme, die, in verschiedenen Lagern wohnend, den Häuptling Sjug als ihr gemeinsames Oberhaupt anerkannten, sondern auch zu allen anderen Beduinenstippen, welche das Gebiet zwischen dem Tigris und dem Euphrat bewohnen. Die allgemeine Verehrung brach sich in gebundener, wie in ungebundener Rede Bahn. Kein Wunder! Denn Amische war schlank und feingliedrig, hatte anmuthige würdevolle Bewegungen, eine zarte Haut, regelmäßige Züge und dunkle, feurige Augen. Auch verstand sie es, die Gaben der Natur nach dem Geschmack der Beduinen durch Anwendung orientalischer Toilettenmittel zu vervollständigen. Sie färbte sich die Lippen tiefblau, verlängerte sich die Augenbrauen mit Indigo, so daß sie sich über der Nase vereinigten und legte Schönheitspflasterchen auf Wangen und Stirn. Die Tätowirungen, welche, Blumengewinde darstellend, in die zierlichen Füße eingeschnitten waren, machten den Eindruck zartblauer, durchbrochener Strümpfe, und melodisch erklangen bei jedem Schritt die silbernen Spangen, welche die Fußknöchel umgaben. Die goldenen mit Türkisen besetzten Ringe, welche vom Ohr bis zur Taille hinabreichten, und eine Fülle von Perlen-, Korallen- und Achatketten, die in bunter Symmetrie Hals und Brust zierten, bildeten einen reichen Schmuck. Im Uebrigen aber trug sie die einfache Tracht der Beduinenfrauen, ein langes, blaues, hembartiges Gewand, das die Bewegungen ihres Körpers aufs Anmuthigste zur Geltung brachte. Ging sie aus, so ergänzte sie nach Art ihrer Landsmänninnen diesen Anzug durch einen Mantel aus grobem gestreiften Stoff und ein einfaches schwarzweißes Kopftuch.

Als vornehmste Frau des Stammes besaß Amische ein eigenes Zelt und zwar ein außergewöhnlich großes. Es war aus schwarzen Ziegenhaaren gewebt, und das Dach desselben wurde von zwölf starken Pfählen gestützt. Inmitten dieser geräumigen Behausung standen eine Menge großer Säcke, die mit Reis, Gerste, Kaffee und anderen Vorräthen gefüllt waren. Sie bildeten die höchst originelle Rückenlehne eines aus Polstern und Teppichen erbauten Thrones, auf dem die junge Herrscherin saß, während ihre Dienerinnen, etwa fünfzig an der Zahl, unter ihrer Aufsicht und Anweisung das Mahl herstellten. Einige kochten Fleisch in großen Kesseln, andere buken über heißer Asche auf eisernen Platten Brod, während die übrigen Butter bereiteten, indem sie Fell-Schläuche, die mit Milch gefüllt und zwischen drei Stangen aufgehängt waren, kräftig hin- und herschüttelten. Amische beobachtete die Arbeit der Mägde mit hausfraulichem Verständniß, und so oft die Speisen irgend einer Zutat bedurften, schlug sie den Teppich ihres Sitzes zurück, griff in einen der Säcke und holte das Erforderliche heraus.

Ward das Lager abgebrochen und setzte der Zug sich in Bewegung, um neue Weideplätze zu suchen, so wanderte Amische nicht zu Fuß, wie die gewöhnlichen Beduinenfrauen. Sjug hatte ihr einen Pavillon auffertigen lassen, der dem Höcker eines Kameels geschickt angepaßt war und zu beiden Seiten desselben durch ein Gestell im Gleichgewicht erhalten ward, das mit seiner bunten Zeugbekleidung, seinem Muschelwerk und farbigen Glasperlen dem gigantischen Reithier das Ansehen gab, als besäße es zwei Schmetterlingsflügel. Von diesem hohen Sitz konnte die Fürstin sich an der Ausdehnung des wackeren Zuges weiden. So weit ihr Auge blühte, allüberall sah es auf der unermesslichen mesopotamischen Ebene, die nur im Winter ihren Namen „Wüste“ verdient, im Frühling und Sommer aber mit dem herrlichsten Blumenkleide aus Tulpen, Krokussen, Astarten, Schwertlilien und Levkojen geschmückt ist, die Schlangengewindungen der sich langsam vorwärts bewegenden Menge: die mit bebüschten Lanzen bewaffneten Reiter, den statlichen Zug der Esel und Ochsen, welche die 2000 Zelte des Lagers und dessen enorme Kochtöpfe, sammt den Teppichen und Vorräthen trugen, die aus vielhundert Thieren bestehende Schaar wolgenährter Kameele, die edlen Stuten mit ihren munteren Füllen, die zahlreichen Lämmerherden, die Beduinenweiber mit ihren jüngsten Sprößlingen auf den Schultern, sowie die Jungfrauen, deren schlankes Siatur durch das lange arabische Hemd anmuthig gehoben ward. Und vor und hinter, zwischen und neben den Gestalten der Erwachsenen tummelten sich in übermüthiger Lustigkeit die Knaben und Mädchen, welche in den ersten Lebensjahren möglichst dürrig, unreinlich und ungschön gekleidet werden, damit nicht etwa ein neidischer Geist sie mit seinem bösen Blicke schädige.

Wenn Amische dann der Thatsache gedachte, daß ihr Gatte nicht nur von diesem Lager, sondern noch von den zwanzig anderen Genossenschaften, die ebenfalls zur großen Sippe der Schemmar-Beduinen gehörten und zum Theil sehr reich und kriegstüchtig waren, als alleiniges Oberhaupt anerkannt wurde, so war es naturgemäß, daß sie sich ihrer einflußreichen Stellung freute. Und als sie noch im Laufe der nächsten Jahre die Freude hatte, ihren Gatten mit drei kräftigen Söhnen, Abd-ul-kerim, Abd-ur-Radschaf und Faris, zu beschenken, da hatte sie nur den einen Wunsch, daß ihr Leben bleiben möge, wie es war. Eine Steigerung ihres Glückes erschien ihr kaum möglich. Die kühnsten Wünsche einer Beduinenfrau waren ihr erfüllt, und selbst mit der Waldbey, der mächtigen Sultansmutter zu Konstantinopel, hätte sie nicht tauschen mögen.

## II.

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und das Unglück schreitet schnell! In den Jahren 1844 und 45 trat eine Hungersnoth in Mesopotamien ein, und als die Mutter Natur gegen ihre Gewohnheit den Hirtenstammen die ihnen für ihre Heerden nothwendige Nahrung mit so geiziger Hand zumah, daß ein großer Theil derselben zu Grunde ging, da lernten die Beduinen das Elend der Armut in vollem Umfange kennen. Amische's Säcke leerten sich und wurden nicht wieder gefüllt. Die Schemmarfrauen ließen ihr Geschmeide in den Städten verkaufen, und wenn die Fürstin pflegend und tröstend in die Zelte ihrer Stammesgenossinnen ging, vernahm man nicht mehr den lustigen Klang der Silberspangen, die bisher ihre Fußgelenke umgeben hatten. Eine Menge der edelsten Rosse, die man noch vor einem Jahre nicht um alles Gold des Orients hergegeben hätte, wurde verkauft, um sie vor einem sicheren Hungertode zu retten. Sjug selbst vertauschte seinen

mit Pelz verbrämten Mantel und sein reich gesticktes Gewand gegen Getreide, und der Teppich, auf dem er saß, war armelig und zerseht.

Amische bestrebe sich unermüdet, das Elend ihres Volkes zu mildern. Die Tugend der Freigebigkeit, die von den Arabern als das sichtbarste Zeichen einer königlichen Gesinnung geschätzt wird, war ihr angeboren. Sie war eine echte Urenkelin des berühmten Tai-Beduinen Hatim, der in orientalischen Romanzen als ebenso mildthätig wie heldenhaft gepriesen wird und der niemals einen Menschen aus seinem Zelte entließ, ohne ihn beschenkt zu haben. Und wenn sie auch nicht, wie ihr Ahnherr, in kalten dunklen Winternächten ihr Lager verließ, um ein Feuer in der Wüste anzuzünden und nachzuforschen, ob nicht etwa ein verirrer Pilger einer Hilfe bedürftig sei, so ließ sie doch als treue Landesmutter allen Nothleidenden ihren Beistand, und hätte ihr Gatte sein Amt verstanden, wie sie das ihre, er würde trotz der drückenden Theuerung kein unglücklicher Mann gewesen sein.

Aber leider verkannte Sjug seine Stellung als Beduinenhäuptling vollkommen. Er vergaß in seinem trozigen Selbstgefühl und in der Verbitterung, die sich seiner in diesen kummervollen Jahren bemächtigte, daß ein Schemmar-Schait nur einflußreich ist, so lange er nicht wie ein Herrscher, sondern wie ein brüderlicher, wohlwollender Freund und kluger Rathgeber mit seinen Stammesgenossen verkehrt. Die Nomaden Mesopotamiens haben einen republikanischen Sinn, und wenn sie im Kriege oder im Frieden ihrem angestammten oder erwählten Fürsten treu folgen, so thun sie dies nur, wenn sie ihn als den weisesten und tapfersten Mann ihres Volkes verehren. Ihr Gehorsam ist eine freie Gabe und alle, auch die Geringsten unter ihnen, besitzen jederzeit das Recht, sich von ihrem Häuptling loszulösen. Eine einzige gewalthätige Handlung genügt unter Umständen, um einen großen Theil der Sippe von einem Schait abzuzehren und einen bisher einmüthigen Stamm in Parteien zu spalten. Sjug aber beging nicht etwa eine, sondern viele Thaten, welche jenen Gesetzen zuwiderlaufen, die von den Beduinen mit unergründlicher Treue gehalten werden, obwohl sie nirgends aufgeschrieben sind. Am allerwichtigsten fiel aber die Thatsache ins Gewicht, daß er wiederholt gegen das erste und bedeutendste Gebot des eigenthümlichen Volkes „Du sollst nicht tödten!“ sündigte. Und während seine wildesten und raublustigsten Krieger sich im Kampfe mit den Türken oder feindlichen Bruderstämmen sorgsam befreiten, ihre Gegner nur zu verwunden, aber nicht ihres Lebens zu berauben, so scheute er sich nicht, sie so niederzustechen, daß sie sich nie wieder zu erheben vermochten.

Wol mag die kluge Amische ihre ganze Ueberredungskunst aufzubieten haben, ihren Gatten an den Gehorsam gegen jene Vorschriften zu mahnen, die das Volk von jedem einzelnen seiner Mitglieder forderte; sie setzte es nicht durch. Sjug ward immer stolzer und unbändiger, aber auch immer einjamer. Schaarenweis fielen die Stämme von ihm ab, und als er an der Spitze der kleinen Zahl seiner Getreuen die Abtrünnigen mit Gewalt zu ihrer Lehenspflicht zurückzuführen wollte, ward er geschlagen und floh an einen entlegenen Platz seines Landes, um seinen Gegnern nicht in die Hände zu fallen.

In dieser Bedrängniß that er, was er unter keinen Umständen hätte thun dürfen, und was Amische nimmermehr billigen konnte: er rief eine fremde Macht gegen sein eigenes Volk zu Hilfe. Der Pascha von Bagdad frohlockte bei der Erkenntniß, daß der hochfahrende König der Wüste, der Schreden seiner Provinz, demüthig geworden war. Er ließ sich reiche Geschenke geben, deren Aufbringung dem verarmten Fürsten sehr schwer wurde, und versprach ihm alsdann, ihn in seiner Stellung als Oberhaupt aller Schemmar wieder einzusetzen, falls er fortan ein friedfertiger, gehorsamer Sohn der Pforte sein werde. Sjug gab sein Wort, und der Pascha sandte ihm einen ansehnlichen Reitertrupp, den er, nichts Böses ahnend, sondern in der Hoffnung eines wirksamen Beistandes voll Freude empfing. Schon am folgenden Tage brach er mit demselben auf, um gegen seine abtrünnigen Unterthanen zu Felde zu ziehen. Aber kaum war er einige Meilen geritten, so entlarvten sich seine vermeintlichen Freunde als Feinde. Er sah sich plötzlich von den Seinen abgeschnitten und auf allen Seiten von den Türken angegriffen. Nach kurzer, verzweiflungsvoller Gegenwehr stürzte er vom Pferde und bald darauf befand sich sein Haupt im Palaste des Pascha von Bagdad.

Die Mörder hatten den Befehl gut ausgeführt.

Wie Amische diesen harten Schicksalsschlag ertrug, wissen wir nicht. Auch können wir nicht sagen, wie sie ihre ersten Witwenjahre verlebte; doch steht fest, daß die Treue der Schemmar-Beduinen gegen die alte Familie der Dscherba nach dem Tode des eigenwilligen Sjug aufs neue erwachte. Man entsann sich der Thatsache, daß dieselbe von Alters her den Ehrennamen „Bet Mohamed“ trug und somit, der Tradition gemäß, von dem Propheten als ein Haus bezeichnet war, das dem Volk ebenso heilig sein sollte, wie sein eigenes. Ein Stamm nach dem andern schloß sich wieder an Amische und ihre Söhne an und dieselben zeigten sich des Vertrauens würdig. Die Macht der Schemmar wuchs durch diese Wiedervereinigung zusehends, die Heerden mehrten sich und der Wohlstand, der im Zelte der schwergeprüften Fürstin lange Zeit hindurch ein Fremdling gewesen war, kehrte mit vollen Händen zurück.

Abd-ul-kerim, Amisches ältester Sohn, erhielt zur großen Entrüstung seines Stiefbruders Ferhan durch Volkswahl das Regiment seines Vaters. Er glied seiner Mutter und war in vollem Sinne des Wortes ein Mann nach dem Herzen der Beduinen. Er besaß in hohem Grade die Tugenden, welche diese am höchsten schätzen: Tapferkeit, Großmuth, Hochherzigkeit und Selbstlosigkeit. In allen ritterlichen Uebungen übertrug er seine Gefährten. Freigebig bis zum Uebermaß, dachte er bei der Vertheilung eines reichen Beutezuges niemals an sich, sondern schenkte alles seinen Genossen. Er wußte, daß dieselben jederzeit bereit waren, ihm seine Uneigennützigkeit zu vergelten, ihr letztes Stück Brod mit ihm zu theilen. Und nicht nur gegen seine Freunde, sondern auch gegen tapfere Feinde bezeugte er sich großherzig. Einst überraschte er bei einem Streifzug durch die Wüste den wegen seines Muthes berühmten Anazee-Schait Jedaan und dessen Garde aus 50 Reitern. Er unringte den Trupp in der Nacht, verschob aber, der Sitte gemäß, seinen Angriff bis zum Aufgang der

Sonne. Die Umzingelten hatten keine Aussicht zu entkommen; sie machten sich darauf gefaßt, am andern Morgen gefangen genommen und ausgeplündert zu werden, denn ihre Pferde waren ermattet und die der Feinde voll frischer Kräfte. Aber noch ehe der Tag anbrach, kam ein Beduine mit einem prachtvollen weißen Schimmel zu Jedaan und sprach: „Dieses Ross — es ist dein bestes — sendet Dir Abd-ul-kerim, und wenn morgen das Gefecht beginnt, soll es Dich vor der Gefangenschaft bewahren.“ Jedaan bestieg die Stute und es gelang ihm, zu entkommen, während seine Leute ihrer Habe beraubt wurden.

Aber nach dem Geheiß der Beduinen lastete eine schwere Pflicht auf Abd-ul-kerim's jugendlicher Hand, eine Pflicht, zu deren Erfüllung ihn Amische als eine echte Tochter ihres Volkes antrieb. Der Tod seines Vaters mußte gefühnt, die Türken mußten bestraft werden! Hätte der junge Schait dieses Ziel minder fest im Auge gehabt, die Beduinen würden nicht mit so unbedingter Verehrung zu ihm emporgesehen haben. Das Gebot der Blutrache hat in der Wüste eine zwingende Gewalt. Jeder Beduine weiß, daß ein Mord nur durch einen Mord gefühnt werden kann, und in Folge dieser Thatsache findet wol in keinem Lande so selten eine Tödtung statt, wie in dem dieser heißblütigen, streitlustigen Hirten. Selbst ein Zeitraum von vierzig Jahren enthebt die Hinterlassenen nicht der Nothwendigkeit, den Erschlagenen zu rächen. Sie dürfen nicht ruhen noch rasten, bis es ihnen gelungen ist, den Thäter oder einen seiner Söhne oder Brüder umzubringen. Ist das geschehen, so ist der Friede hergestellt.

Das Glück war dem kühnen Abd-ul-kerim nicht hold. Die Versuche, seines Vaters Tod zu rächen, entfachten einen Krieg, an dem alle Beduinen Mesopotamiens sich theilnahmen. Die Bewohner der Paschalike Bagdad und Mosul wagten es nicht mehr, sich außerhalb ihrer Mauern zu zeigen. Vierzig Dörfer sollen damals ein Raub der Flammen geworden sein. Schließlich sandte der Statthalter der bedrängten Provinzen eine Heeresmacht aus, welcher die Nomadenkrieger nicht gewachsen waren. Abd-er-Radschaf kam im Kampfe um. Abd-ul-kerim ward über den Euphrat getrieben und suchte im Stamme der Montefik eine sichere Zuflucht. Aber Ferhan, Sjug's Sohn aus erster Ehe, der seinen Bruder um seine Schaitwürde beneidete und um die Gunst der Türken buhlte, verrieth den Flüchtling, und als der Pascha von Bagdad seine Auslieferung verlangte, war der Schait von Montefik ehelos genug, seinen Gast herauszugeben. Sein Zelt heißt infolgedessen in Mesopotamien bis auf den heutigen Tag „das Zelt der Schande!“

Die Schreckenskunde von diesen Ereignissen verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Wüste. Die unglückliche Amische war schwer getroffen. Sie trauerte tief, als Abd-er-Radschaf's Leiche, auf ein Kameel gebunden, ins Lager gebracht ward und Frauen und Mädchen mit lautem schrillen Jammergeschrei die übliche Todtentlage anstimmten. Aber mehr, weit tiefer noch schmerzte sie das Geschick ihres Erstgeborenen, der die Wonne und der Stolz des ganzen Stammes war. Ihn mit Gewalt aus seiner Haft zu erretten, daran war nicht zu denken; denn gleich darauf lief die Nachricht ein, daß man ihn in das feste Gewahrsam des Gefängnisses zu Mosul transportirt habe. Jeder Versuch einer Waffenthat hätte augenblicklich seinen Tod nach sich gezogen, und so beschwor sie denn ihr Volk, die Lanzen ruhen zu lassen und eilte von Zelt zu Zelt, von Stamm zu Stamm, um ein reiches Lösegeld für ihn einzusammeln. Die Beduinen gaben mit vollen Händen und Amische sandte den kostbaren Schatz nach Mosul. — Wenige Tage später ward Abd-ul-kerim auf der über den Tigris führenden Pontonbrücke jener Stadt wie ein gemeiner Verbrecher erhängt!

Ferhan aber ward zum Lohn für seine Verrätherei von den Türken zum Schait aller Schemmar ernannt. Man gab ihm den Titel Pascha mit einem hohen Jahreslohn und wies ihm das Dorf Schergat am Tigris zum ständigen Wohnsitz an. Mit der Unabhängigkeit der Schemmar-Beduinen schien es für immer vorbei.

Amische flüchtete sich mit ihren Enkeln und ihrem Sohne Faris, der noch zu jung war, um die Stellung seines Bruders einzunehmen, nach Arabien in das Hochland von Nedsch. Als sie im Jahre 1875 nach langer Abwesenheit in ihre Heimath zurückkehrte, ward sie mit leidenschaftlicher Begeisterung empfangen. Der freisheitsbedürftige Theil der Schemmarstämme schüttelte das türkische Joch ab und ging zu Faris über. Das Haus Dscherba kräftigte sich wieder. Die englische Reisende Lady Anna Blunt, welche zwei Jahre später das Euphrat- und Tigrisgebiet bereiste und im Schemmarlager freundliche Aufnahme fand, gibt uns in ihrem Werke eine kurze aber anschauliche Schilderung von der Stellung der greisen Fürstin. Sie sagt: „Das Volk ist dem schönen jungen Faris mit Leib und Seele ergeben; es preist ihn als den tapfersten Mann und den besten Reiter in ganz Mesopotamien. Aber mehr als alle Vornehmen des Landes, ja mehr als der Schait selbst gilt Frau Amische. Man nennt sie allgemein ‚die Mutter Abd-ul-kerim's‘ — eine ergreifende Huldigung, die man gleichzeitig ihr und dem ermordeten Helden zollt. Allüberall wird sie wie eine Heilige verehrt, und ihr Wort von dem gesammten Stamme als ein unumstößliches Geheiß geachtet.“

Wenn jetzt Lady Anna ihren Besuch bei den Schemmar-Beduinen wiederholte, sie würde den Stand der Dinge verändert finden. Die edle Amische ist gestorben, und der Häuptling Faris, ihres umsichtsvollen, mütterlichen Rathes entbehrend, meidet nicht mehr wie zur Zeit ihres Lebens den Verkehr mit den Städtern. Er hat sich mit den türkischen Behörden in eine Unterhandlung eingelassen, und wenn er und sein Volk auch heute noch freie Beduinen und Herren der Wüste sind, so ist doch zu fürchten, daß der junge Schait über kurz oder lang in die Fußstapfen seines Bruders Ferhan tritt und, den Verlockungen des hellshimmernden türkischen Silbers erliegend, seine Freiheit verkauft.







Schöne Musik und Schönreden. Die Musikliteratur ist in stetem Wachsen; fast jeder Monat bringt ein neues Buch über Musik; man könnte fast behaupten, daß über jeden großen Componisten schon mehr Bücher und Aufsätze erschienen sind, als er Werke geschrieben hat.

Die Beurtheilung der rein wissenschaftlichen, der Fachbücher liegt der Aufgabe dieses Artikels fern; er soll nur der schöpferischen Musikliteratur und deren Einflüsse auf das Studium einige Betrachtungen widmen.

Die Musik ist die weitest verbreitete, meist gepflegte, die allen Nationen nächst liegende Kunst; es bedarf also keiner weitläufigen Erklärung, warum über sie am meisten geschrieben wird. Man könnte freilich darauf hinweisen, daß die deutsche Shakespear- und Goethe-Literatur ebenso viel Bücher und Zeitungsartikel aufzuweisen hat, als die musikalische; aber es ist gegenüber einem solchen Hinweis zu bemerken, daß jene Studien bei allen Sonderbarkeiten und Klügelien, die sie enthalten, doch die Kenntniß des Dichters beim Leser voraussetzen, daß sie auch Nachdenken und eigenes Urtheil verlangen, während eine ganze Masse Bücher über Musik sich in gar schönen Redensarten ergehen, die mit dem Verständnisse der Tonkunst nicht im mindesten Zusammenhänge stehen, daß in vielen derartigen Schriften die weitläufigsten dichterischen Ergüsse über Beethoven'sche Symphonien und Sonaten und andere Werke zu lesen sind, ohne daß mit einem Worte der künstlerische Bau, die Verwebung und Entwicklung der Hauptideen\* erklärt wird; daß also diese Schriften sich nur an das „Gefühl“ des Lesers richten, ohne ihm beiderer Verständnis zuzumühen. Als natürliche Wirkung dieser Gattung schöpferischer Kunst-Literatur kennzeichnet sich eine schwärmerische poetische Redeweise, eine Anschauung der Tonkunstwerke, die deren Inhalt in Bildern, in Gleichnissen zu erklären sucht,\*\* anstatt vor Allem die Schönheit\*\*\* des musikalischen Gedankens zu erkennen; und fast immer ist mit dieser Schwärmerie Unbilligkeit gegen andere Anschauungen und große Reizbarkeit verbunden.

Der Gedanke einer gänzlichen Beseitigung dieses Uebelstandes steht uns fern, den unten angeführten Worten der englischen Wochenschrift: „das war so und wird so bleiben“ entspricht auch unsere Anschauung; nur glauben wir, daß, zumal in Deutschland, eine Eindämmung der oben angebeuteten Wirkungen möglich wäre, daß für die leere Schönrederei ein Gegengewicht gefunden werden könnte, welches die „füße Schwärmerie“ nicht beseitigte, aber ihr ein Mehrgewicht von Kenntniß und Studium aufnöthigte. Diese Eindämmung, die Anwendung eines Gegengewichtes kann nicht durch äußerliche Veranlassungen, durch Ermahnungen u. dgl. ins Werk gesetzt werden, sondern durch das innere Verlangen, durch den Wunsch jener Musikfreundinnen†, die für ihre Gefühle eine Erklärung in der musikalischen Schönheit selbst finden, und nicht nach Gleichnissen und Bildern suchen wollen. Wir können nur einigermaßen den Fingerzeig geben, wie ein solches inneres Verlangen zu sicherer Befriedigung gelangt. Wir glauben nicht, daß Lesen ernster Fachbücher oder solcher, die eine umfassende Kenntniß der verschiedenen Musikgattungen und Formen verlangen, jungen Damen in erster Reihe als das beste Mittel zum angebeuteten Zwecke anzupfehlen wäre; es steht vielmehr zu befürchten, daß ein jäher Uebergang von gewohnter, nur schöpferischer Musikliteratur zur ausschließlich ernsten nicht die richtige Wirkung, eher eine Scheu vor „trodenen“ Darlegungen hervorbringen könnte. Wir hegen dagegen die feste Ueberzeugung, daß im Unterrichte eines tüchtigen Lehrers der sicherste Weg zum Ziele gesucht werden muß. Unter „tüchtigem Lehrer“ verstehen wir einen solchen, der mit genauer Fachkenntniß lebhafteste Phantasie verbindet, der es versteht, mit der Darlegung des Formellen das richtigste Ideal anzudeuten, der da zeigt, wie eben das wahre Gefühl auch die richtigste Form schafft. Lehrer dieser Gattung sind allerdings keine alltägliche Erscheinung, aber sie sind doch auch nicht so selten als man den Anschein nach vermuten könnte. Unter den eigentlichen Klaviervirtuosen gibt es deren nur sehr wenige, dagegen befinden sich unter den Musikern der Schumann'schen Schule, d. h. die nach seinen Grundrissen und Anschauungen Musik studirt haben, mehrere, die Wissen und Phantasie verbinden. Der edle Schumann war auch der erste, der in seinen Schriften†† zeigt, daß die poetischste Auffassung, ja selbst Schwärmerie, mit wissenschaftlicher gründlicher Kenntniß und gewissenhafter Prüfung gar wol vereinbar sei. Und so kommen wir denn zu dem eigentlichen Ausgangspunkte dieses Artikels zurück, zur Musik-Literatur.

Die richtige Erkenntniß des Inhaltes eines Kunstwerkes bietet die sicherste Gewähr gegen eine falsche Gefühlrichtung; und die Musikfreundin, die das Studium der Werke der großen Meister in der von uns angebeuteten Weise verfolgt, die sich von einem „tüchtigen“ Lehrer anweisen läßt, wie man den Ideengang und den Bau eines schönen Musikstückes studirt, wird ohne weiteres Zutun von anderer Seite aus eigenem Antriebe einer gewissen Gattung schöpferischer Musik-

\* Eine der Hauptwirkungen Beethoven'scher Symphonien besteht darin, daß der unermeßliche Tonkörper in dem Momente, wo das Stück beendet zu sein scheint, einige Tacte aus dem Hauptthema nimmt und aus ihnen fast ein neues Werk formt. Jede Musikfreundin wird bei einiger Aufmerksamkeit in dem ersten Satze der 5., 7., 8. und 9. Symphonie finden, was wir hier andeuten.

\*\* In der gediegenen englischen Wochenschrift „Saturday Review“ lesen wir (15. Mai 1880) in einem Artikel über musikalische Gespräche die sehr richtige Bemerkung: Wenn es irgend Etwas gibt, worüber die Gesellschaft sich unbedingtes Recht der Besprechung annahm, so ist das die Musik. Jeder Unflin, jedes leere Wortgepränge findet in der Gesellschaft als Musik-Beurtheilung Aufnahme. Kenntniß der Sache ist nicht nöthig, das war immer so und wird immer so bleiben.

\*\*\* Wir verstehen unter musikalischer Schönheit nicht etwa nur den Wohlklang. Auch das Großartige in Rhythmus, in wirkungsvoller Stellung der Gegenläufe, in neuer charakteristischer Harmonik, in Durchführung neuer musikalischer Gedanken ist schön.

† Unsere Betrachtungen sind nur den jungen Musikfreundinnen gewidmet. Die jungen Männer, welche überhaupt noch einer besonderen Anweisung zur richtigen Wahl der Bücher bedürfen, die nicht von selbst aus innerem Antriebe die nur schön redenden Schriften bei Seite legen, existiren nicht für uns.

†† Eigentlich war E. T. A. Hoffmann der erste, welcher in seinen phantastischen Erzählungen die poetische und zugleich sachkundige Prüfung und Darlegung der Tonkunstwerke unternommen hat; er und Jean Paul waren entschieden die Muster, die Schumann im Anfange vorschwebten. Aber seine poetische und sachkundige Analyse ist so oft von so viel ganz phantastischen Nebenwerken überdeckt, daß ein directer Nutzen für die Kenntniß nicht gezogen werden kann. Das ist bei den Heine'schen Romanen in noch erhöhtem Maße der Fall.

Literatur überdrüssig werden und sich der zuwenden, die nicht bloß empfindsame oft ganz inhaltlose Sätze bietet, sondern auch dem Geiste, dem Denken Nahrung zuträgt. Daß die jungen Musik liebenden Damen sich von der empfindsamen Musik-Literatur ganz abwenden sollen, daran denken wir ebenso wenig, als daß sie niemals in einen Conditorladen gingen. Was wir mit diesem Artikel bezwecken, ist nur, ihnen zu zeigen, wie sie nahrhafte Kost mit Genuß von Kuchen und dergl. richtig vereinen, wie sie im gründlichen Unterrichte die erste Anregung der Phantasie suchen sollen. Wer die Erkenntniß, die richtige Auffassung, die er nicht im Unterrichte erlangte, durch das Lesen schöpferischer, schönredender Bücher zu gewinnen hofft, der gleich jenen Leuten, die im billigsten Gasthause ihr Mittagsmahl nehmen, dann aber im Conditorladen für Kaffee und Kuchen mehr Geld ausgeben, als für jenes, sich an Süßigkeiten ergötzen und dabei nicht gut genährt sind.

Carmen. Gemälde von Doucet. (S. die Illustration.) Mit manchen von den Dichtern geschaffenen Gestalten ergeht es ähnlich, wie mit manchen von ihnen gedichteten Liebern: die große Menge selbst ihrer Landsleute kennt sie kaum; die der fremden Nationen vielleicht ganz und gar nicht, bis plötzlich ein glücklicher Operncomponist der betreffenden poetischen Figur, die sein Libretto ihm für seine Zwecke umformte, ohne den Namen zu verändern, seine Weisen leiht, wie ein begnabeter Musiker den Versen des Lyrikers seine Melodien. Wie von deren Schwingen getragen, durchfliegt das gelungene Lied bald alle Länder und erklingt fortan überall, wo fühlende Menschen wohnen. Und auf aller Städte Bühnen tritt den Zuschauern und Hörern das Geschöpf des Dichters lebendig entgegen, entzückt und bezwingt ihre Seelen mit der süßen Gewalt seines Gesanges, in dessen Tönen alles Lieben und Hasßen, aller Reiz und alle dämonische Furchtbareit, alle Lust und alles bittere Leid, welche der Poet ihm zuerkennend, ergreifend ausklingen. Zahllos sind die Gestalten aus den Erzählungen und Dramen der Weltliteratur, welchen dieses Schicksal: zur Operfigur erwählt und umgeschaffen zu werden, bereitet worden ist. Nicht wenige sind darunter, welche ihm erst ihre Popularität bei allen Culturvölkern der Erde danken. Unter den modernen Bühnengestalten der letzteren Art steht in erster Reihe die Helbin der Oper des zu früh verstorbenen, so eminent und so eigenartig begabten Franzosen Bizet: „Carmen“, die Zingara von Sevilla. Das vererbte, wilde, Unheil rings um sich verbreitende, verlockende und abscheuliche dämonische Wesen, in dessen Zeichnung Merimé, der große französische Schriftsteller, sein Genie und seine Kunst, lebendige originelle Charaktere zu schaffen und in überzeugender Wahrheit vor den Leser hinzustellen, so glänzend bewiesen hat, — wer, außerhalb des engen internationalen Kreises der literarischen Gourmands, welche gerade diesen nie populär gewordenen vornehmen Poeten nach Gebühr zu würdigen und zu schätzen wußten, kannte sie? Heut aber ist ihr Name und ihr Wesen jedem vertraut, wie ihre liebglühenden, übermüthigen, spöttischen, trozigen und todesträuben Weisen — von tausend Bühnen und Concertsaal-Pöbden her vernommen —, auf aller Lippen sind. „L'amour est enfant de Bohème, qui n'a jamais, jamais connue de loi; si tu ne m'aimes pas — je t'aime et si je t'aime — prends garde a toi!“... Jeder kennt und summt heut diese und andere, unüberstehlich sich in unser Gehör und Gedächtniß einbringenden Weisen Carmens. Jeder meint, diese dabei „mit seines Geistes Auge“ vor sich zu erblicken, diese glut-ängige, tagenastig schmiege- und biegsame Andalusierin in Atlasmieder, Sammetjacke und buntestem Röckchen, den hohen Kamm im schwarzen Haar, „en basquina blanche, la main sur la panche,“ herausfordernd, bestrickend, zärtlich, grausam, verrätherisch und voll stolzem Dödestros. In dem hier reproducirten Bilde Doucet's wird man zweifellos so manche dieser charakteristischen Züge des Wesens Carmens genau getroffen erkennen. Nur einen Zug vermisse ich, und das ist gerade einer der wichtigsten: den berückenden Augenreiz. L. P.

Ein Morgen in Fontainebleau. (S. die Illustration.) Wer war an diesem Tage im kleinen Receptions-Saale des alten Schlosses Fontainebleau? Eigentlich müßte man fragen: wer war nicht da? Alles, was zu den höchsten Hofkreisen gehörte und denselben auf den Sommerreisen folgte von Schloß zu Schloß, war da versammelt, wie zu einem Schauspiel oder zu einem Concerte. Und doch wurde da weder gemimt noch concertirt. Das, was man da begaffte, anstaunte, pries, umschmeichelte, war ein Bildhauer — der ehrliche und dabei doch so hoffnungsvolle Pajou, welchem die große Ehre zu Theil ward, die „Mehr-als-Königin“, die kleine große Dubarry in Marmor zu meißeln und sie zu verewigen für alle — kommenden Geschlechter. Die ehemalige „Mademoiselle Lange“ hatte die Caprice, ihre hübschen, aber nichts weniger als klajischen Züge unsterblich machen zu lassen. Das war denn wirklich ein Schauspiel, welches des Sehens werth war, und tout le monde war da, um der Allmächtigen die Langeweile der Sitzung zu vertreiben und sie zu umschmeicheln mit Complimenten; dabei wurde tout bas an der eifigen Favoritin kein gutes Haar gelassen.

So waren denn Alle da. Se. Majestät selber, ohne Krone, aber mit „Stern“, sich bescheiden zwischen seinen „Günstlingen vom Tage“ haltend; denn er liebte es, vor der Welt nicht allzu intim zu sein mit seiner Freundin und sich eher als Protector der „armen kleinen Gräfin“ zu zeigen. Obwohl diese Comödiantin Niemanden täufelte, so war sie doch ein schöner und nobler Zug im Charakter dieses Königs, der so viel auf seinem Gewissen hatte, ohne es auch nur zu vermuthen. Ueberhaupt war es ein seltsamer Zug, sowohl in Ludwig, wie auch in seiner Freundin, und in all dem glänzenden und leichtfertigen Gefinbel mit dem großen Namen und dem kleinsten Leben, daß sie kaum ein Bewußtsein dessen hatten, was sie Schlimmes oder Gewissenloses thaten. Sie hatten eigentlich sämmtlich gute Herzen und waren assez hon enfant. Man wußte es nicht besser, als daß das Leben so schön sei, so lange Geld in der Casse war, daß Einem Alles erlaubt sei, so lange man die Macht besäße, und daß man freilich sein könne um jeden Preis, so lange man jung und hübsch oder alt und lustig war. Das après nous le déluge! war in der That kein böses Wort, sondern nur ein rosenrothes — un mot rose — möcht' ich's nennen.

Da war in dieser Gesellschaft unter Anderm auch die „beste Freundin“ der kleinen Dubarry, die Marischallin von Mirepoir, und ihr künftige der lustige Comte Jean taufend Persidien ins Ohr über die kleine Gräfin; Madame von Mirepoir, diese beste Freundin der Dubarry, nachdem sie die beste Freundin der Pompadour gewesen war, diese personificirte Falschheit und Herzlosigkeit und — Bosheit war die dickste Dame da und auch beinahe die Einzige. „Die Bosheit nähert — besonders wenn man dabei gut ist!“ — sagte der Kanzler Maupeou, der im vollen Ornat dasah und ganz verzückt nach seiner Gönnerin blickte, der er Alles verdankte — sogar seinen schlechten Ruf.

Und die „arme kleine Gräfin“ (wie Se. Majestät sie nannte) selber saß da auf ihrem Thronessell, einem wirklichen Thronessell! so schön als ihr nur möglich war, und sie, sonst die Lustigste von Allen, war heute fast ängstlich, „und so komisch würdevoll“, wie Madame von Mirepoir flüsterte. Denn es war für sie keine Kleinigkeit, in Marmor gehauen zu werden, ewig zu leben... Etwas wie der Schauer der Unsterblichkeit überkam die kleine Gräfinette.

Sie hatte manchmal Momente, wo sie sich wirklich für Etwas hielt — und mit Recht: hatte sie nicht den allmächtigen Choiseul gestürzt, und ihre guten Kameraden zu den ersten Stellen Frankreichs befördert? Lag nicht ganz Frankreich zu ihren Füßen, machte sie nicht die Geschichte des Landes? So oft ihr solche Gedanken kamen, ließ sie die Stüdel ihrer Schuhe um einen halben Zoll erheben — und heute trug sie die höchsten Stüdel ihres Lebens. Das sah am Besten Zamore, ihr verhätheltester kleiner Mohr, der im türkischen Costüm zu ihren Füßen saß, den Fliegenwedel in der Hand, er, der „Gouverneur von Luciennes“. Er war vielleicht der einzige schwarze Punkt in dieser ganzen rosenfarbenen Gesellschaft, und die einzige wirklich schwarze Seele in diesem himmelblau-leichterigen Gesellschaft.

Dieses kleine Konglomerat von Reiz, Bosheit, Genußsucht haßte Alle und Alles: alle diese Herren, weil sie ihn verhöhten, seine Herrin, weil sie über sein Verliebtheiten lachte, und sich selber, weil er so häßlich, klein und lächerlich war. Träumte er von einem Tage, wo er diese Herrschaften dugendweise auf's Schaffot schicken sollte durch seine Denunciationen, und seine geliebte Herrin Allen voran?

Weißte fort, Meister Pajou, lasse diesen capricösen, hübschen Kopf aus dem Marmor ersehen, unzertörrlich! Zu den Füßen der Favoritin sitzt dein Rivale, der diesem Kopfe eine weit höhere Unsterblichkeit verleihen wird — die, eines tragischen Todes nach einem nährlichen Leben.

Du meißelst ein Lustspiel, Meister Pajou, der kleine Mohrenjunge vor Dir brüht ein Trauerspiel.



Wer die Erzeugnisse der Mode für die bevorstehende Herbst- und Winter-Saison in ihrer außerordentlichen Fülle und Mannigfaltigkeit nur flüchtig überhaut, mag mit dem Urtheil „lammenhaft“ — „unberechenbar“ leicht bei der Hand sein; der aufmerksamere und sachkundige Beobachter wird auch in diesem bunten Wirrwahl der modischen Produktion ein Princip nicht verkennen, und, an dem so gefundenen Faden, der Mode leicht und sicher auch auf ihren anscheinend kapri- ziossten Kreuz- und Quersprüngen folgen können. Man darf es in kurzen, knappen Worten aussprechen: Vornehme Einfachheit ist das charakteristische cachet der diesjährigen eleganten Herbst- und Winter- costüme für Promenaden und Visiten, deren wir früher bereits an- deutungsweise gedacht und für deren Herstellung vor Allem der Sammet volle Würdigung erhält. Bei den überreichen und herrlichen Schöpfungen der Mode auf diesem Gebiet ist es keine leichte Aufgabe, in todt- en Buchstaben anschauliche Bilder von Costümen zu geben, deren Haupt- reiz in der undefinirbaren Gesamtwirkung ihrer harmonisch zusammen- stimmenden Bestandtheile liegt. Ich appellire daher an die Einbil- dungskraft meiner Leserinnen, um sich an einem Costüm aus blauem Sammet den elegantesten Effect vorzustellen, den chic und esprit sammt modischer Technik zu leisten im Stande sind. Hierbei mögen sie in Betracht ziehen, daß die Textilkunst zu einem Unterleibe aus glattem blauem Sammet eine Tunika aus blauem mit rothen Gobelin- borten durchwebten Sammet geliefert hat, ein Gewebe wie man es an Reichheit der Farbe und Grazie des Dessins schöner nicht wünschen kann. Das so viel verbrauchte und mißbrauchte Motiv von Blau und Roth kommt hier noch einmal zu voller Geltung, und nicht minder in den traubenähnlichen, aus blauem mit rother Seiden- schnur unneigten Boules bestehenden Pajementeriequaten, die als Abschluß jeder Gobelinbordüre der Tunika fungiren. Diesem Farbenarrangement entsprechend ist die einfache blaue Sammettaile mit rothen Atlas- lagtheilen, am Außenrande mit starker blauer und rother Seiden- schnur begrenzt. Demnächst ist ein rothes Sammetcostüm zu er- wähnen, mit Tunika-Draperie aus rother und schwarzer Lam- spine. Es scheint als ob die Lamawolle, seit dem Erscheinen der Bijou- und Alpacastoffe und der Treffe berufen ist, als Spitze und Entendeur einen bedeutenden Erfolg zu erringen, da diese mit der Consistenz zugleich die Annehmlichkeit eines nicht zu hohen Preises mit sich bringen und in schwarz, roth, braun, crème, olive u. eben- sowol zu Sammet, zu farbiger Seide wie auch zu guten Wollens- stoffen verwertet werden. (Bezugsquelle für Spitzen und Entendeur in Lama: Link, Jägerstr. 23.) Einen weiteren Ausdruck für hohe Eleganz sucht die Mode in Stickereien von metallischem Krausgepinnt auf dunkelfarbigen Sammet und Beimerk in irisirenden, oder wie der neuere Ausdruck besagt, in changirenden Perlen und Boules oder Crelots aus solchen. Zabliers solcher Stickereien, Revers für Kragen und Manschetten, auch wol große Revers für den Seitenthail des Rockes sind eben so schön wie erclusiv. Im Uebrigen sind die groß- blumigen Brocate, die Seidenginés mit Sammetbroché, gestreite Sammetgewebe, gemischte Sammete in Zusammenstellung mit satin uni, mit satin merveilleux changeant, frisé-Stoff durchaus der Ge- schmackströmung angemessen. Daß die Promenaden- und Visiten- costüme selbst bei höchster Eleganz süßfrei sind, verzieht sich von selbst. Die Schleppe ist auch fernerhin nur bei eleganten Gesellschaftsroben, bei feierlichen Gelegenheiten, zur Cour und zu Hoffesten da rigneur. Einen bedeutenden Antheil an der Ausstattung der Roben wie der Confectionsgegenstände nehmen die Pajementerien, die sich in flache Borten aus Gesechten, Stickereien auf Treffen und in plastische Ge- bilde aus Schnur, Klügelchen (Boules), Metallgepinnt u. s. w. theilen. Neben den schon mehrfach erwähnten Treffen jeder Genres verdient neuerdings eine breite glatte Mohair- oder Lamatreffe Erwähnung, die mit farbiger Hermellebordüre bestickt ist und dadurch einen eigen- artigen Eindruck hervorruft. Freundinnen von eigener Anfertigung derartiger Garnituren wird diese Mittheilung willkommen sein, denn

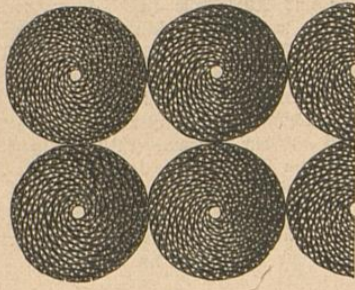


auch die glatte schon getragene Tresse, die ja nunmehr schon zu den Antiquitäten zählt, kann auf diese Weise leicht wieder einen ganz modernen Charakter erhalten. Fig. 1 zeigt einen Theil einer der-

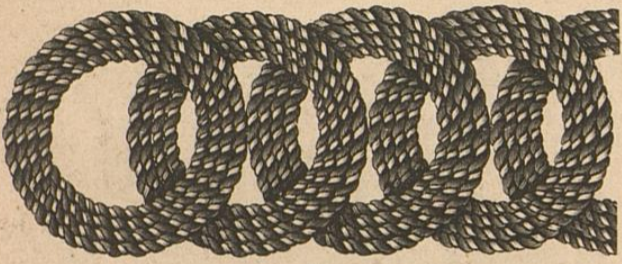


1.

artigen Tresse. Zu bemerken ist dabei, daß die feine Drahtschlinge mit entsprechender Seide aufgenäht ist und daß auch Perlen, kleine Boules, Grelots für solche Stickerien zur Anwendung kommen können. Eleganterer Objekte sind Muschelreihen aus Goldschmuck (Fig. 2), aus Seidenschmuck mit Metall umponen, aus an- und ineinandergewickelten Ringen von metallumponener Atlaschmuck (Fig. 3), sowie aus Blätter- und Blütenbordüren ähnlichen Materials. Bezugsquelle: H. Beeermann, Friedrichstraße 59.



2.



3.

Gleiche Bevorzugung wie bei den Costümen erfährt der Sammet auch bei den Hüten, ja man könnte fast behaupten, er stünde hier ausschließlich zur Verwertung. Nützlichlich der Ausstattung der Hüte ist auf die in voriger Nummer erwähnten Phantasie- und Perlenobjekte zu verweisen; hierzu kommt ein reicher und mannigfaltiger Auspusz von Federn. Was die Façon anbelangt, so bleibt trotz aller Variation die „Capote“ Grundform! An ihr erschöpft sich fast die nach Neu- belebung tragende Phantasie: bald sind es weiche faltige Sammetköpfe mit einer glatten Sammetkrone, die von einem hochstrebenden Vogelleib fast verdeckt werden, bald glatte cylindrische Köpfe mit faltiger Krone und vollem Luff aus Straußfedernspitzen, kleine anliegende Köpfe mit Federkrone und reicher Perlengarnitur, kurzum schwarzer oder dunkelfarbiger Sammet, Perlen in Würfeln, Bienen-, Oliven- und Muschelform, hangirende Perlen, Stickerie in Kraus- geplüsch und Federn sind das Duetten der Mode. Unter letzteren sind die Phantasiefedern die beliebtesten und bisweilen aus recht kostbaren Materialien wie Marabu, Paradiesvogel und Reiher zusammengeheftet. Aber auch das einfachere Genre ist zu schöner Wirkung gebracht. So hat man recht hübsche Garniturartikel aus Wollens-, Taubens-, Elstern- und Hahnenbrustbälgen hergestellt. Unter den Füll- hüten runden Genres dominirt in dieser Saison die Jockeymütze. Um ihre Originalität zu wahren, bleibt sie ziemlich bar jeder Garnitur; eine Federnhaube an einer Seite, eine flache Sammetgarnitur sind ihr einziger Auspusz, aber sie prädestinirt auch, von 16jährigen getragen zu werden. Bezugsquelle für Perlen: César Ed., Kommandantenstr. 86.

### Feine Küche.

**Krametsvögel-Suppe** (vorzüglich für Reconvalescenten). In Butter brät man 4 gut vorbereitete unangewonnene Krametsvögel, die man mit Salz bestricht hat, auch ebenso viel Semmelscheiben röstet man goldbraun; nachdem man aus den gut gebratenen Vögeln die Magen entfernt hat, zerhackt man in einem Mörser das Uebrige mit den Semmelscheiben ganz fein, gibt soviel Fleischbrühe oder Wasser darauf, als man Suppe gebraucht, läßt dies langsam 1 Stunde kochen, schmeckt nach dem Salze und richtet die Suppe über gerösteten Semmel-Croutons an. Hat man mehr Vögel, etwa 10-12, so schneidet man die Brustchen von den gebratenen Vögeln ab, legt die zerhackten Brustchen in die Suppenhülle zu den Croutons und verfährt außerdem wie oben angeführt. Hat man Wasser verwendet, so setzt man noch etwas Fleischextract und braune Mehlschwitze zu.

**Gallettes mit Käse.** Auf ein Backbrett schüttet man 1 Liter feinstes Mehl, macht in die Mitte desselben eine Vertiefung, gibt 3 Eier, knapp 1/2 Liter Wasser, 1 Prise Salz und 175 Gramm frische Butter dazu, rührt das Mehl hinein, fügt, hat man etwas gerührt, 125 Gramm geriebenen Parmesankäse oder recht frischen guten Schweizerkäse, 1 Prise weißen Pfeffer, ebenso viel Muscatnuss hinzu, formt kleine runde Kuchen aus dem gut verarbeiteten Teige, bestreicht diese mit geschlagenem Eigelb, legt auf jeden Kuchen ein dünnes Schnittchen Käse, bäckt die Gallettes im mäßig heißen Ofen 1/2 Stunden und servirt sie sofort.

**Sagen-Civet.** 1-2 junge gut vorbereitete Sagen werden in hübsche Stücke zertheilt, die Filets läßt man unzertheilt. 200-250 Gramm mageren Speck schneidet man in Würfel, fügt 2 ganze Chalotten hinzu und brät ihn in Butter braun, entfernt die Chalotten ehe sie zerfallen, nimmt die braunen Speckwürfel mit einem Schämmer heraus, legt die Sagenstücke in das Fett und läßt sie 10-12 Minuten auf beiden Seiten schmoren, stäubt 3 Theelöffel voll Mehl darüber, legt die Speckwürfel, das Fleisch damit bedeckend, darauf, gibt 1/2 Liter kräftige Fleischbrühe, 1/2 Liter Rothwein, ein großes Beinsalze Scherz darunter, fügt das nöthige Salz, etwas Citronensäure, ein Kräuterbündel, 3 gefüllene Wacholderbeeren, 3 Prisen Pfeffer, ebenso viel Fein- und Kellen hinzu und läßt das Civet fest zugedeckt, auf rauchem Feuer gar dampfen. Unterdeß bereitet man auch Klößchen von Kalbfleisch- farce, legt beim Anrichten diese mit dem Fleisch in die Mitte der Schüssel, legt im Kranz darum kleine goldbraun glacierte Zwiebeln, abwechselnd mit kleinen im eigenen Saft eingelegten Champignons; die eingelegte Sauce legirt man mit dem Hahnenblut, das man aufging, gießt sie über das Ganze und legt ringsum Blätterteig-Fleurons. Ein Civet nur von Lebern, Herzen etc. wird ebenso bereitet.

**Zander mit Sauce Béchamel.** Zander, auch Schill und Sandart genannt ist ein sehr leicht wogender Fisch und braucht man deshalb nur etwa 175-200 Gramm à Portion zu rechnen, während man von schwerer wiegenden Fischen 250 Gramm für jede Portion nehmen muß. Der Fisch wird geschuppt, ausgenommen, gewaschen und nachdem man ihm die Flossen etwas stugte, stellt man ihn einige Stunden zur Seite. Eine Stunde vor dem Anrichten stellt man den Fisch auf dem Rost in den Fischteufel, in den man kaltes Wasser, Salz, 1-2 Zwiebeln, etwas weiße Pfefferkörner, 1 Lor-

beerblatt und 1/2 Liter Milch gab, bringt den Fisch zum Kochen und schiebt ihn, sobald er anfängt zu kochen, zurück und läßt ihn bis zum Anrichten ziehen. Das Anrichten geschieht auf erwärmten, mit sterich gebrochener Serviette belegten Schüsseln, und verzert man dieselben mit Pfefferkörnern. Eine Sauce Béchamel und kleine Salzkartoffeln gibt man zu dem Zander.

**Sauce Béchamel.** 1 Liter klare weiße Fleischbrühe kocht man mit 1/2 Liter kräftiger Geflügelbrühe unter Rühren zur Hälfte ein; ebenfalls 1 Liter süßen Rahm kocht man zur Hälfte ein und gibt ihn dann unter Rühren nach und nach zu der Fleischbrühe — man bedient sich zum Rühren eines nach unten zu breitgeschneideten Rührlöffels — und kocht das Ganze unter beständigem Rühren zu etwa 1/2 Liter rasch ein. Durch ein feines weißes Tuch preßt man die Sauce in eine irdene Casterole, gibt unter Rühren, sobald sie wieder heiß ist, etwas Muscatnuss, ein Stückchen frische Butter und etwas biden süßen Rahm dazu.

Wenn man den Béchamel schon Tags zuvor kocht, so gibt man, sobald man ihn durch das Tuch preßt, etwas Geflügel-Glace darüber, damit sich keine Haut bildet. Beim Gebrauche stellt man die Sauce 1/2 Stunde vor dem Anrichten ins Marienbad und rührt erst, ist sie warm, Muscatnuss, Butter und Rahm dazu.

**Rindszunge mit Maronen.** 1-2 Rindszungen werden gut gewaschen, in kochendes Wasser gelegt, so läßt man sie eine Stunde stehen, zieht dann rasch die Haut ab, legt die Zungen in eine passende Casterole und bedeckt sie mit kräftiger Fleischbrühe, diese muß etwa 1 Cent. darüber stehen. 2 Zwiebeln, 1 Lorbeerblatt, Wurzelwert in Scheiben geschnitten, Gewürz, Pfefferkörner fügt man hinzu und dampft die Zungen langsam weich (3-4 Stunden). Nach früherer Vorschrift glaciert man 1 1/2 Kilo Maronen gar und recht schön goldbraun und fügt etwas braun geschwitztes Mehl hinzu, doch dürfen sie nur ganz wenig Sauce haben. Man richtet die Zungen, umgeben mit den Maronen, auf ovalen Schüsseln an, legt auf jede Schüssel eine gebutterte Papierscheibe und stellt sie während der Bereitung der Sauce warm. 4-5 Schöffel voll Mehl schwitz man braun, gibt die durchgeheißte entfettete Zungenbrühe, nachdem man sie sieben ließ und vorsichtig dann abgoh, dazu, fügt 1/2 Liter Madeira, kräftige Jäs oder Fleischextract und 1 Prise Paprika hinzu. Etwas von der Sauce gibt man über die Zungen, die übrige servirt man in Sauceiren.

**Französisches Kraut.** Man wählt hierzu je nach Gebrauch 1-2 recht große sehr köpfe Rothkraut (Cappas), übergießt sie mit siedendem gewaschenen Wasser, läßt sie einmal aufwallen, dann abtropfen, worauf man die äußeren Blätter und den Strunk entfernt und die Krautköpfe recht dicht mit gleichmäßig geschnittenen Speckstreifen spickt. Schon vorher bereite man aus in Würfel geschnittenem (1/2-2 Cent. groß) Schweinefleisch, Junge, Kalbsmilch und kleinen Farcellföphen ein kräftiges Ragout mit dicker Sauce, das man mit einigen Eigelben legirt — dies Ragout füllt man in die Strunhöhle, steckt einen Weißbrotdropfen darauf, hüllt die Krautköpfe in Schweinefleige, stellt sie, die Strunkseite nach oben, in eine irdene Casterole, gibt etwas fette Fleischbrühe darunter, fügt ein Glas Rothwein hinzu und dünnt das Kraut langsam gar. Beim Anrichten entfernt man die Riese, legt die Krautköpfe auf erwärmte Schüsseln, gibt die durchgeheißte, mit etwas Kartoffelmehl sämig gemachte Sauce darüber und garnirt die Köpfe mit gebratenen Saucischen, kleinen Schmorartoffeln und Semmel-Croutons.

**Rohrchen à la Nimrod.** Der Rücken eines Reh's, welches 5-6 Tage an der Luft hing, wird leicht gewaschen, enthäutet und 2 Tage vor dem Gebrauche mit der fleischigen oberen Seite in feines Olivenöl, dem man den Saft einer Citrone zusetzt, gelegt. Vor dem Braten wird der Rücken geputzt, mit Salz, zu dem man 2-4 feingestohene Wacholderbeeren mischt, bestricht, mit gebuttertem Papier umwunden, an den Spieß gefest (Cohn's Bratpfeifspanne) und unter fleißigem Begießen im sehr heißen Ofen 1/2 Stunde gebraten. Nun entfernt man das Papier, brät den Rücken noch 15-25 Minuten — je nachdem man ihn roth oder nur laßig wünscht — wobei man ihn nach und nach mit 1/2 Liter Rahm begießt. Unterdeß puzte man Korallenschwämme, zerhackt sie so, daß jedes Stück wie eine Seite mit Ge- weis aussieht; die Schwämme dampft man vorsichtig, ohne die Spitzen abzu- stoßen, in Butter mit etwas Citronensäure und Salz. Beim Anrichten auf erwärmter langer Schüssel deckt man die schönsten Schwämme mit Silber- spießchen auf dem Rücken entlang, legt die übrigen abwechselnd mit in Del und Essig getauchten Endwien oder Brunnenresse rings um den Braten. Die Sauce rührt man glatt, entfettet sie und seigt sie durch.

**Kartoffel-Salat à la Demidoff.** 350 Gramm gut gereinigte Trüffel dampft man in Madeira, schält und schneidet sie dann in feine Scheiben. Ebenso viel Kartoffeln werden in der Schale gekocht, abgeseigt und in dünne Scheiben geschnitten. 2 hartgekochte Eidotter streicht man durch ein Sieb, vermischt sie mit 1/2 Theelöffel voll englischen Senf, 1 Prise Zucker, Del, Essig, Pfeffer, Salz und 1 Theelöffel voll gehacktem Citraon, gießt die Sauce, es darf nicht zu viel sein, über die Trüffel und Kartoffel- scheiben, schwenkt sie durch, richtet den Salat hügelartig an und verzert ihn geschmackvoll mit hübsch ausgekochenen rothen Rüben, hartgekochten Eiern, Capern und Mirabelliden.

**Äpfel mit Rahm.** Recht feine Äpfel werden geschält, in Viertel geschnitten und in sehr wenig Wasser, etwas Zucker und Vanille, ohne zu zerfallen, weich gekocht und in Gläserhüllen gelegt — sie dürfen fast gar keine Sauce mehr haben. In irdener Casterole bringt man 1/2 Liter süßen Rahm, 4 Eidotter, 25 Gramm mit etwas Vanille getöschenen Zucker und 1 Schöffel voll Mehl unter beständigem Schlagen und Quirlen bis fast zum Kochen, dann nimmt man die Casterole vom Feuer ab, quirt 1 Glas Madeira hinein und gießt die Sauce über die Äpfel.

**Cabinets-Pudding.** 250 Gramm Mehl werden in 125 Gramm Butter hellgelb geschwitzt, 1/2 Liter Milch werden dazu gegossen und die Masse auf schwachem Feuer so lange gerührt, bis sie sich von Casterole und Rührlöffel löst, worauf man sie zum Abkühlen hinstellt. 125 Gramm Butter rührt man zu Schaum, gibt dann die Masse und nach und nach 20 Eidotter, 275 Gramm Ruderzucker, 100 Gramm in kleine Stücken geschnittenes Citraon, 75 Gramm Corinthen, 75 Gramm Sultaneroseinen und 100 Gramm zerbröckelte Makronen, von denen 1/2 süß, 1/2 bitter sein müssen, unter Rühren dazu, zieht den Schnee der 20 Eiwische zuletzt hindurch, füllt die Masse in 1 oder 2 gut vorbereitete Formen und kocht den Pudding recht gleichmäßig 2 Stunden im Wasserbade — das Wasser darf nur bis zur halben Höhe der Formen reichen — und ist das Wasser verlost, so gießt man vorsichtig von der Seite kochendes Wasser nach. Der Pudding läßt sich leichter kürzen, wenn man vor dem Anrichten die Form 2 Minuten in kaltes Wasser stellt.

**Chaudouau.** 4 ganze Eier, 8 Eidotter werden mit 250 Gramm Zucker, an dem man die Schale 1 Citrone abrieb und den man dann stieß, in einer Casterole klar gerührt, dann gibt man 1/2 Liter Weißwein, den Saft der Citronen und 1 Prise Salz dazu. Kurz vor dem Anrichten schlägt man dies auf gelindem Feuer zu Schaum; kurz vor dem Kochen nimmt man das Gefäß vom Feuer, schlägt die Masse noch 3-4 Minuten und füllt sie in die Saucehülle. Zum Schlagen der Sauce bedient man sich am Besten einer Schneerührer von Draht.

**Wadelpeter.** An 85 Gramm Zucker reibt man die Schale einer Apfelsine ab, schabt den Apfelsinzucker von dem anderen Zucker ab und deckt ihn vorläufig fest zu. Den übrigen Zucker bringt man mit 1 Liter Milch und 125 Gramm feingehackten süßen Mandeln, unter denen 15-18 Stück bittere Mandeln sein dürfen, zum Kochen, fügt 1 Prise Salz und 75 Gramm in 1/2 Liter Milch verrührtes Kartoffelmehl unter Rühren hinzu, kocht die Masse unter fortwährendem Rühren einige Minuten, zieht die Casterole dann vom Feuer und mischt den fetten Schnee von 6 Eiern und die Hälfte des Apfelsinzuckers hinzu, füllt die Masse in 1-2 mit Zucker- wasser ausgepülte Formen und läßt sie 4-6 Stunden erstarren.

**Apfelsinensauce dazu:** 1/2 Liter Weißwein, 1/4 Liter Wasser mit einem Stück Zimmt, einem kleinen Stückchen Butter, 1 Prise Salz und Zucker nach Belieben bringt man zum Kochen, fügt, ist dies erreicht, den Saft der Apfelsinen, etwas in Weißwein verrührtes Kartoffelmehl hinzu, zieht die Sauce mit den 6 Eidottern ab, nachdem man den Zimmt entfernt, rührt den Rest des Citronenzuckers hindurch und läßt die Sauce gänzlich erstarren, ehe man sie zu dem gestürzten Wadelpeter servirt.

### Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 35.

Der weise Kadi.

Ein Muselman hinterließ seinen drei Söhnen neunzehn Kameele. Nach den Bestimmungen des letzten Willens durften die Kameele vor erfolgter Erbtheilung nicht verkauft werden; der Aelteste sollte die Hälfte, der Jüngere den vierten Theil, der Jüngste den fünften Theil erben. Da die Söhne über die Art, in der der Wille des Vaters vollzogen werden sollte, sich nicht einigen konnten, begaben sie sich zum Kadi mit der Uebereinkunft, seinem Urtheil die Entscheidung zu überlassen.

„Ihr seid drei Brüder,“ jagte der Kadi, „und habt neunzehn Kameele geerbt. Einer von Euch erhält die Hälfte, der andere den vierten und der dritte den fünften Theil. Kommt morgen wieder. Wenn Ihr Euch dann noch nicht verständigt habt, werde ich das entscheidende Wort sprechen.“

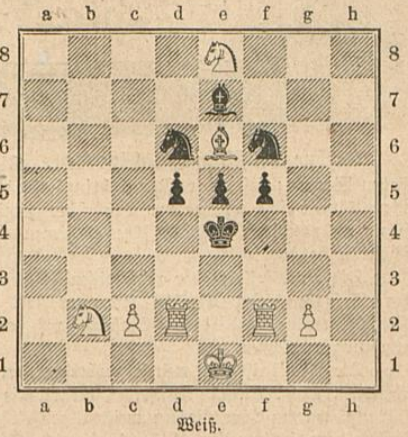
Wie entschied der Kadi, als am folgenden Tage die Brüder wieder vor ihm erschienen?

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 139.

Von W. E. Arnold.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

### Aufgabe.

Ein Papierstreifen hat die Form des folgenden in 36 Vierecke getheilten Rechtecks:



Man soll den Papierstreifen in zwei gleiche Theile theilen, so daß diese, an einander gelegt, ein vollständiges Viereck bilden.

### Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 34 Seite 304.

- 1. Herz ihn, herziehn.
- 2. Angelegenheit, an Gelegenheit.
- 3. Einnahmen, ein Namen?

### Auflösung des Nebus Seite 304.

Die Erde ist der Fehler für der Aergte Fehler.

### Correspondenz.

**Haushalt und Küche.** Abonnentin in Moskau. Nach Baldamus (Das Hausgeflügel, Dresden, Schönfelds Verlag) geben weder die Form noch das Gewicht der Eier einen auch nur einigermaßen zuverlässigen Anhalt für die Bestimmung des Geschlechtes der Küken. Manche Hühner legen nur längliche, andere nur ovale oder dicke Eier. Das Gewicht der Eier nimmt zu Anfang der Legezeit meist sehr schnell zu, hänet aber auch viel von Futter, Fäulnisbewegung u. s. w. ab. Wir empfehlen Ihnen über Hühnerzucht ferner nachzulesen: Dr. Karl Ruf, „Das Huhn als Nutzgeflügel für die Stadt- und Landwirthschaft“ (Magdeburg, Creutz'sche Buchhandlung, 1884). — Am schnellsten vermehrt man Gummibaume (ebenso wie Oleander) durch Stecklinge, welche man in mit Wasser gefüllte Ärgnelgläser steckt, die Oeffnungen mit Baumwachs verklebt und sie dann an schattiger Stelle in ein warmes Zimmer stellt. Man zerhackt diese Gläser, wenn sie mit Wurzeln angefüllt sind, und pflanzt die jungen Pflanzen in entsprechend große Töpfe. Man stellt die Töpfe in Unterläge, die man in der ersten Zeit so oft mit warmem Wasser anfüllt, als daselbe aufgeaugt ist. — Die Thymolseife der grünen Apotheke werden Sie in Moskau wahrscheinlich in Köhlers Drogenhandlung erhalten.

**Verschiedenes.** Eine treue Herrschaft. Verlorungshäuser für arbeitsunfähig gewordene Frauen und Mädchen gibt es in vielen Städten, und wird die Berechtigung zum Eintritt durch Zahlung einer nach Ort und Verhältnissen sehr verschiedenen, meist recht mäßigen Summe erkauft. Wir bitten um genauere Angaben, namentlich ob die Dertlichkeit nicht in Betracht kommt, sodann was beansprucht wird. Uebrigens ist in Berlin der Fond für Spendung von Ehrenauszeichnungen an langjährige treue Dienstboten mit denjenigen eines Hospitals für 60jährige treue Dienstboten sehr verschmolzen und erlangen diese jetzt, auf Antrag bei der Polizeibehörde der Residenz, Annuität auf Eintritt in ein solches Haus. — W. K., Ludwig in Mecklenburg. Nein! — **Mausfrumpf 3022 Z.** Die sumlose Kleinne sind Ausfluß tolleren Studentenhums und nirgend gedruckt. — v. N. — ff in S. B. Das Militär-Pädagogium von Dr. Kallisch in Berlin (Schönhauser-Allee 29) bereitet schon seit vierzig Jahren für alle Militär- und Schul-Gramina vor und genießt, auch rüchlichlich des von ihm erzielten Erfolgs, eines weitverbreiteten Rufes. — Fräulein Erna B. Ihren Wünschen kommt die Verlagsbuchhandlung von Schmidt u. Günther in einem in der Herausgabe begriffenen Illustrationswerke: Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Handel, Industrie etc. Geschildert von Friedr. v. Hellwald. (Mit 155 Illustrationen. In 50 Hefen à 75 Pf.) offenbar freundlich entgegen. Die Probebogen, die uns vorlagen, machten den besten Eindruck. — Fräulein G. G., Potsdam. Briefpapier mit farbiger Zigarette (Einghalefen etc.) erhalten Sie bei C. Fraentel, Berlin, 33. Franzöf. Straße. — Anna Klemm, Hamburg. Ansprechend, doch nicht druckreif. — Zophie in der Ferne. Gänzlich ungeeignet. — Zur Beantwortung des B. S.: 15-20 Rubel. — B. K. Zeustenberg. Beforgt. — S. P. Nobby. Nicht verwendbar.

**Anfragen.** 1) Es wird um Anleitung zum Waschen und cröme-färben von Spitzen und Gardinen gebeten. H. S. in Hamburg. 2) Auf welche Weise kann man im Hause graue wolleberne Hand- schuhe waschen und wieder auffärben? Hausfrau in Cöslin.

Der Gesamtauflage dieser Nummer liegt bei ein Prospectus der Verlagsbuchhandlung Ernst Heitmann in Leipzig, betr. „Das Kunstgewerbe in Frauenhand“. Redigirt von C. v. Braumühl, welchen wir geneigter Beachtung bestens empfehlen.